Princeton University Library
32101 067515096

Das Schweizerkreuz

Novelle von Jakob Schaffner

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Otto Paetel) · Berlin

3486
52
81

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

479

Das Schweizerkreuz.

Das Schweizerkreuz

Novelle

von

Jakob Schaffner

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1916

Digitized by Google

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Copyright 1916 by Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin.

Altenburg.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

1.

In jeder Stadt kennt und nennt man die eine oder andere zweifelhafte Frucht, öfter Söhne als Töchter, die zu ihrer Charakterentscheidung und Nutzbarwerdung mehr Zeit brauchen als ihre Schulkameraden und im Verlauf dieses Prozesses oft so sonderbare Wege nehmen, daß die Berichte davon den andern ganze Abende farbig füllen und sie nicht wüßten, womit sie sonst ihre Langeweile unterhalten sollten. Zu diesen Eigenbrödlern gehörte auch der Sohn einer Hotelierswitwe, Hans Carbiner, ein junger schweizerischer Ehrenmann, der seine vorschriftsmäßigen Schülerstreiche vollbracht, seine Lehrjahre wohlgesinnt vertrödelt, eine Geliebte genommen und dann das Weite gesucht hatte. Dergleichen Unternehmungen waren in seiner Landsmannschaft nicht selten, galten für erlaubt und zeitgemäß und gaben auch viel weniger zu reden über das, was man wußte, als über das, was man nicht wußte. Denn es mochte nun stehen, wie es wollte, so hätte Hans das Mädchen heiraten und bei seiner Mutter eintreten können, oder er hätte es nicht zu heiraten brauchen und doch dableiben dürfen, zum Teil um eine andere anzugreifen, zum Teil um seine Freunde weiter zu unterhalten. Das hätte man alles verstanden, weil man es gewohnt war; aber Hans Carbiner, der immer etwas mehr

3486
.52
.381
(RECAP) 549718

im Kopfe hatte als ſeine Altersgenoſſen, tat nichts dergleichen, ſondern packte plötzlich ſeinen Koffer und reiſte in fremde Länder, und ſeine Liebſte blieb allein zurück und war für keinen andern zu haben, obwohl man ſehr genau wußte, daß ſie ſo gut verlaſſen war wie irgendein Mädchen im Vaterland. Seine Mutter teilte gelegentlich mit, daß er an deutſchen und franzöſiſchen Univerſitäten ſtudiere, was, wußte niemand recht. Später ſchien er auch das aufgegeben und ſich ganz aufs Reiſen verlegt zu haben; die Poſt brachte nach und nach Briefe mit Marken aus allen fünf Erdteilen, auch Photos und Raritäten, die ſeine Mutter gelaſſen an den Wänden und auf der Kommode unterbrachte, ohne deshalb an der Meinung über ihren Einzigen etwas zu ändern. Übrigens behielt ſie die für ſich und ließ auch ſonſt niemand in ihren Kram gucken.

Nachdem ſich nun aber dieſer Reiſende bei guten und widrigen Winden durch die fünf Erdteile geſchlagen hatte, ſchien es ihm eines Tages an der Zeit, die Heimkehr zu bedenken. Es war im April, daß er in Ägypten vor einer Sphinx ſtand und ſich von ihr ſein Leben auslegen ließ. Vor ſich gebracht hatte er nicht viel, ſo weit zu ſehen war. Was er aber hinter ſich gelaſſen und zum Teil verloren hatte, das war in jedem Fall eine Heimat mit Dächern und Giebeln, an denen ſehr ſichtbar noch ſeine Jugendträume hingen, ſechs Frühlinge voll Fliederduft und Amſelgetön, die Bequemlichkeit eines Hausſohnes und vielleicht die eine und die andere Unſchuld. „Schön," dachte er, „das iſt vorbei

und bekannt; von einer Sphinx will ich hören, was voraus liegt.“ Aber dieſes intrigante Frauenzimmer wies ihm eine ſo zweideutige Viſage, daß er verdrießlich die Brauen zuſammenzog und weiter dachte. Nun, da war noch ſeine Mutter, die ohne Haſt ein tätiges und auskömmliches Leben führte; ihr glaubte er weiter nichts ſchuldig zu ſein. Ferner ſeine ſchöne Couſine, die nach wie vor ihre berühmten blonden Zöpfe flocht und — das Geſtändnis war ihm nicht durchaus angenehm — wie auf einen guten Biſſen weiterhin auf ihn wartete. Schließlich war da die einzige und wahre Geliebte ſeiner jungen Tage; die hatte ſechs kraft- und einſichtsreiche Jahre ſo oder ſo einſam verbracht. Titel und Würden hatte er nicht erobert, nicht einmal auf der Univerſität Oxford, wo ſich doch alle höheren Lehrerinnen ſeines Vaterlandes einen Grad verdienten. Nun erſchien ihm plötzlich dies Vaterland recht hell und blühend vor dem geiſtigen Blick, und bevor er ſich's verſah, ertappte er ſich auf einem beklommenen, ſehnſuchtsvollen Seufzer. Er gab der Sphinx zu, daß es vielleicht lehrreich wäre, wieder die Naſe in die Heimat zu ſtecken. Wußte er nicht, wer oder was er in der Fremde geworden war: gut, in der Heimat würde er es zuverläſſig erfahren.

Einmal von dieſen Vorſtellungen erfaßt, kam er nicht mehr davon los. Zwiſchen Fellachen, Engländern, Krokodilen und Palmen verfolgte ihn überall hin das liebliche Bild der Heimat und die zärtlich ſtrafende Unruhe über ſein wahres Verhältnis zu den Perſonen und Umſtänden, die ihn dort angingen. Unter den

Erregungen einer mit fremden und drohenden Geräuschen erfüllten ägyptischen Mondnacht faßte er den Entschluß, zu reisen, und an einem schönen Frühlingsabend tauchte er mit der gelben Ledertasche in der linken Hand und dem Feldstecher über der rechten Schulter unerwartet und unangemeldet in seiner Vaterstadt auf. Die Tasche und das Feldstecherfutteral sahen in endgültiger Weise abgenutzt aus; bei ihrem Anblick durfte man nur an ganz schwierige und erfolglose Unternehmungen denken. Er stieß beim Ausschreiten freigiebig seine Knie in den Raum vor und sah aus einem ziemlich sympathischen, bartlosen Gesicht aufmerksam geradeaus. Wie er jetzt die Bahnhofstraße hinunterging, so verhielt er sich gewohnheitsgemäß gerade so beobachtend und entschlossen, als ob er mit schußgerechter Doppelbüchse durch einen Urwald pürschte, der von Elefanten und Tigern wimmelte. Die Vorübergehenden bohrte er mit seinen dunkelglühenden Blicken an, als ob sie ränkesüchtige Hottentottenzauberer oder mordlustige Südseeinsulaner wären; manche wurden verlegen und griffen an die Hüte, oder sie dachten angesichts dieser ausgelüfteten Erscheinung an ihre versessene Nichtsnutzigkeit und empfanden eine kleine hoffnungslose Unruhe darüber.

Der Bahnhof lag etwa einen Kilometer außerhalb und auch etwas oberhalb des Städtchens; die Zufahrtstraße führte zwischen Villen und Hotelgärten hin. Vor den schönsten Baumgruppen und blühenden Büschen standen hohe Tafeln oder waren meterlange Aufschriften angebracht, auf denen jeder lesen konnte,

welchem Hotel ſie gehörten und was für Vorteile er ſich verſchaffte, wenn er ſich entſchloß, im einen oder im andern Wohnung zu nehmen. Das Städtchen ſtieg hinter ſeiner alten Mauer mit Dächern, Giebeln und einigen Kirchtürmen abenddunkel in die melodiſch glühende Spätröte auf. Über grauen Kaminen ſtanden ſchlankſtielige braune Rauchblumen ruhig in der Luft und bildeten alle Formen aus, die gefällig waren, Löwenzahn, Lilien und Roſen. Feierabendglocken läuteten. Amſeln ſangen darein. Schwalben ſegelten in geneigten Lagen durch den letzten Sonnenſchein, der noch in der Höhe ſchwebte. Nun führte die Straße auf das Tor zu und verengte ſich dort. Im Torturm ſteckten noch die Kanonenkugeln, die irgendein Feind einmal darein geſchoſſen hatte. Auf dem Dach hauſte eine Storchfamilie, ganz wie immer; als Hans unten durch den Bogen ſchritt, ſtreckte droben das Männchen den Schnabel in die Luft und klapperte verkündend. Innerhalb des Tores wurde die Straße zur Gaſſe. Kinder ſpielten auf dem Pflaſter und hielten kaum ein, wenn Hans vorbeikam; dergleichen Erſcheinungen ſahen ſie jeden Tag. Vor den Häuſern ſtanden da und dort ausgeſpannte Bauernfuhrwerke. Kühe wurden zu den Brunnen getrieben, zum Teil vom Wagen weg im Geſchirr. Vor den wenigen Ladengeſchäften ſaßen die Inhaber und befaßten ſich mit den lokalen Abendzeitungen.

Indem nun Hans ſo herumſtand und Maulaffen feilhielt, nahte ſich vom Bahnhof her ein merkwürdiger Aufzug, deſſen Formation er dort mit einem Viertels-

blick — die andern drei Viertel waren ihm ſchon nach dem Städtchen vorausgeflogen — bemerkt hatte. Zu Zweien und Dreien kam da ein Züglein alter Leute angewackelt, plaudernd, kichernd, mit vergnügten, liſtigen Blicken und ſo viel herausfordernder Haltung, als ihnen bei ihren ſechzig bis achtzig Jahren eine gute Pflege und ein wohlangewandter Tag nur immer erlauben mochten. Der Kommandant dieſer Kompagnie und Dirigent des Geſchnatters, das ſie verführte, war ein ſehr hübſches, anſehnliches und tüchtig dreinblickendes junges Frauenzimmer von beiläufig achtundzwanzig Jahren, und es war ſofort zu ſehen, daß ihr das Weſen eifrig an den Fingern hing und mit der Schar nichts, jedenfalls nichts Geſcheites, geſchah, was nicht ſie vorher angegeben hatte; von den Greiſen tat keiner zehn Schritte, ohne wenigſtens einmal nach ihr umzublicken. Dieſer weibliche Hexenmeiſter und Ausbund von Tüchtigkeit hieß Verena Helf und war, wie Hans mit einem unverweilten Anfall von Herzklopfen feſtſtellte, niemand anderes als ſeine verlaſſene Geliebte. Indem er ſie aber erkannte, war ſie mit dem ganzen ſpukhaften Aufzug ſchon wie ein Traum an ihm vorbeigezogen, ohne ihn zu bemerken, obwohl ſie ihn beinahe mit dem Ellbogen ſtreifte, ſo ungeſchickt ſtand ihr der gaffende Weltreiſende im Weg herum. Trotzdem hatte er alles geſehen, was ihn damals an ihr entzückt hatte, ihre dunkelblauen, mutigen Augen, ihr reichliches dunkles Haar, ihr feſtes Kinn, den klaren und ſo verlockenden roten Mund, und ſo viel von ihrer aufrichtigen und wohlgebauten

Geſtalt, als nötig war, um ihm den letzten Hochmut über ſeine fraghafte Selbſtbefreiung zu trüben. Denn verlaſſen und einſam ſah ſie nicht aus; wenn ſein Streich eins von beiden in Verlegenheit gebracht hatte, ſo war er's, nach allem, was man merken konnte. „Tja, ſo iſt das alſo!“ ſagte er endlich laut vor ſich hin, nachdem ihm dieſe Schar der Seligen auf ihrer ſelbſtgeſchaffenen Wolke von Vergnügtheit entſchwunden war. Nachdenklich ſetzte er ſeinen Weg fort. „Um etwas Neues vor ſich zu bringen,“ kalkulierte er, „iſt es klug, daß man zuerſt das Alte hinter ſich bringt. Aber ob ſie alles hinter ſich gebracht hat? Sie iſt imſtand und macht's auch anders. Hat ſie mich vergeſſen, ſo iſt's nicht ſchmeichelhaft für mich. Hat ſie mich nicht vergeſſen, ſo kann's unbequem werden. Andrerſeits heißt das noch nicht, etwas vor ſich bringen, wenn man ſich eine Stelle ſchafft. Nun, es wird ſich finden.“

Die Gaſſe mündete rechtwinklig in die Hauptſtraße; im Winkel bildete ſie mit dieſer einen mittelgroßen Platz, auf dem ein Brunnen ſtand und Tag und Nacht aus drei Röhren plätſcherte. Auf den Brunnenſtock hatte man einen alten Schweizer geſtellt mit Eiſenhut und Fahne, die ſich wie alle Fahnen im Land fleißig nach dem herrſchenden Wind drehte. Seine linke Hand ſtützte er verwegen auf den Griff des Schwertes; dieſes ſchwebte ihm martialiſch beinahe wagerecht an der Seite. Links hinter aufgemauerten Gärten hielten ſich einige Honoratiorenhäuſer zuſammen. Rechts liefen umſchichtig Laden- und Woh-

nungsfenſter weiter. Geradeaus wieſen die Hotels ihre Fronten, „Zur Krone“, „Zum Salmen“, „Grand Hotel zum Alten Schweizer“, „Splendit-Hotel“, „Hotel Monopol“ und wie die Gewinnluſt dieſe modernen Karawanſereien ſonſt noch hochtönend benannt hatte. Auf das „Grand Hotel zum Alten Schweizer“ ging Hans zu. Er betrat die Haustür und das Veſtibül, wo ihm der bekannte Duft des Hauſes entgegenſchlug. Vom Veſtibül führte geradeaus eine Glastür zur Veranda mit der viel inſerierten Ausſicht auf den Fluß und links die Treppe nach den oberen Stockwerken; dieſer wandte er ſich zu. Als er aber den Fuß auf die erſte Stufe ſetzte, holte ihn der Portier ein, der ſchon ungern bemerkt hatte, daß er überſehen wurde. Zudem war dieſer Fremde weder mit dem Hotelomnibus noch mit einem eigenen Fahrzeug, etwa einem Automobil, gekommen, ſondern ganz ſimpel zu Fuß und hatte ſich wahrſcheinlich durch die Kinder und Weiber nach dem Hotel durchgefragt; alſo konnte man mit ihm in der direkteren Form verkehren.

„Was wünſcht der Herr?“

Hans ſtreifte das aufgeputzte Tier mit einem zerſtreut verwunderten Blick und wollte wortlos ſeinen Weg fortſetzen, aber der Portier war nicht der Mann, der ſich von einem gewöhnlichen deutſchen Touriſten, denn ſo ſchätzte er ihn ein, beiſeite ſchieben ließ. Reſolut ſtieg er ihm einige Stufen voraus.

„Wenn der Herr öppen ein Zimmer will,“ ſprach er ihn auf ſchweizeriſch Hochdeutſch an, „ſo dann haben wir alles beſetzt. Dieſes iſcht ein erſchtklaſſiges Hotel

und ſehr geſucht; Zimmer nur auf vorherige Beſchtellung. Da drüben in der Krone iſcht vielleicht noch Platz; da iſchts auch billiger."

Das war alles genau ſo, wie Hans es aus der Erinnerung kannte, und er verfolgte unverwirrt ſeinen Weg weiter. Nun dachte der Portier, der Fremde ſei vielleicht doch ein Engliſhman, und mit dem götzendieneriſchen Reſpekt, den ſeinesgleichen vor dieſer weltbefahrenen Nation empfindet, ſtieg er ihm ſehr viel höflicher einen Treppenabſatz nach und verſuchte ſich mit einem ebenſolchen Engliſch, wie er ſich vorhin deutſch geäußert hatte, nur in vollkommeneren Formen. Zehn Stufen höher überſetzte er ſich ins Franzöſiſche und, als auch das nichts helfen wollte, gleich noch ins Italieniſche. Darauf begann er ohne jede Beſchränkung im Idiom ſeiner Heimat zu ſchimpfen. Zuletzt warf er ſich verärgert und hilflos über den elektriſchen Knopf, der die Hausburſchen alarmierte, machte mittelſt einer anderen Leitung die Herrſchaft mobil, läutete zum Überfluß auch noch die Zimmermädchen zuſammen und ſtürzte wütend dem Fremden wieder nach. „He, do noht's niene—n—ane!" ſchrie er ihm erboſt nach. Dann rief er die Hausburſchen an, die nun erſchienen: „Schorſch, Heiri, dir Chaibe, nähmet dä Chaib und chaibet en die chaibe Schtäge abe, daß der Chaib ſi chaibe Hals bricht. Er cha nit Dütſch, Franzöſiſch, Ängliſch und Italiäniſch. I möcht doch zum Düfel wüſſe, us weler Monarchie dä Kaffer här iſch!"

Jetzt endlich wandte Hans das Geſicht zurück und

gab eine Antwort: „Us der Schwiz, du Kamel!“ legte die Hand auf die Klinke einer ſeitlichen Entreetür, öffnete ſie und ſtieß mit ſeiner Mutter zuſammen, die eben mit der Serviette in der Hand nach dem Lärm ſehen kam. Sie tat einen leicht verwunderten Rückſchritt vor der fremden Erſcheinung, trat ungläubig vor der wohlbekannten zur Seite, damit das Abendlicht voll auf ſie fiel, und erkannte ihren heimgekehrten Einzigen. „Grüß Gott, Mutter!“ ſagte Hans und ſtreckte ihr erfreut ſeine Hand entgegen. „Grüß Gott, Hans!“ erwiderte ſie mit einem kaum merklichen inſpizierenden Blick über ſeine Erſcheinung. „Wo kommſt du denn her?“ Draußen ſtanden mit offenen Mäulern die Burſchen und Mädchen, die der Portier zuſammengeläutet hatte, und wohnten dem Auftritt bei, bis Frau Carbiner die Tür ins Schloß warf.

2.

Als Hans an der Seite ſeiner Mutter das abendhelle Speiſezimmer der Familie betrat, ſtand ſeine Couſine, die ſich durch den Spektakel nicht hatte ſtören laſſen, vom Tiſch auf und kam ihm erheitert, doch ohne Zeichen heftiger Leidenſchaft entgegen. Dank ihren hohen Abſätzen war ſie ſo groß wie er, ſo daß ſich beim Willkommenkuß keins zum andern hinabbeugen mußte und ſie einander ohne Mühe wohlgemut und aufmerkſam in die Augen ſehen konnten. Hans machte die verwunderte Feſtſtellung, daß er diesmal wirklich keine Mulattin oder Samoanerin in den Armen hielt, ſondern ein ehrenhaftes, duftendes ſchwei-

zeriſches Weibsbild von bedeutenden Qualitäten, und die Couſine bekam mit einem Blick heraus, daß an dem heimgekehrten Hans nicht viel anders geworden ſein konnte, als man's vom abziehenden gewohnt war; dafür haben ja die Weiber aller Grade eine feine Naſe. Er eröffnete der Welt nach wie vor ſeinen gutmütigen, entgegenkommenden Aufblick, wenn man ihn anredete. Seine Augen, die ſo gefährlich ſchwarz ausſahen, zeigten beim genauern Hingucken immer noch das hübſche Braun, das Knabenpenſionate auf ſo freundliche Weiſe ziert. Und ſeiner kühnen Naſe waren in bekannter Weiſe die treuherzigen Kinnbacken entgegengeſetzt, in denen zugleich ein Quentchen Bauernpfiffigkeit ſteckte. Weil nun dieſer ganze Hans ſo durchaus wohlvertraut auftrat, ſo wurden auch keine weitern Umſtände mit ihm gemacht; man ſtellte einen Teller und ein Glas an ſeinen Platz und hieß ihn mithalten. Und Hans ſetzte ſich und begann zu eſſen, als ob er nur eben zwei Tage in Bern oder Baſel geweſen wäre.

„Es iſt bei euch nichts anders geworden, ſoviel ich bemerken kann," ſtellte er über ſeiner Nachzüglerſuppe feſt und ſah ſich liebevoll um.

„Was ſollte wohl anders ſein?" gab die Mutter zurück und ſetzte ihr Weinglas ab, aus dem ſie eben getrunken hatte; es ſtand ein ziemlich ſchwerer Bordeaux drin. „Wir haben das Haus neu herrichten laſſen, ein Jahr bevor du gingſt. Haſt du in Afrika oder Aſien Hotels getroffen, die ſich das alle Jahre leiſten?"

„Du magſt immer noch gediegene Weine," bemerkte Hans ſtatt der Antwort, „und hebſt das Glas gegen das Licht, bevor du trinkſt. Joſephine ſitzt wie früher mit dem Rücken gegen das Fenſter, ſo daß ihr das Licht über die Haarkrone fließt und durch die dummen Ohren ſcheint. Der Fluß rauſcht durch das offene Fenſter herauf und ſpielt den Widerſchein von ſeinen Wellen an die Zimmerdecke. Man hört die Hotelgäſte im Salon plaudern. Wenn das Nachteſſen beſonders gut iſt, plaudern ſie beſonders laut; ſie plaudern beinahe immer laut."

„Das iſt doch nichts Neues," bemerkte Joſephine und nagte an einem Hühnerbeinchen.

Er nickte ihr ermutigend zu.

„Dir zeigt der Spiegel jeden Morgen, daß du bei der laufenden Weltordnung gut fährſt," ſagte er. „In dieſem Fall iſt kaum einer zu Betrachtungen aufgelegt. Das Leben geht manchmal ſeltſame Wege. Es gab eine Zeit, da ſchwärmte ich für dieſe vorliegende junge Dame, und ſie war wirklich ein verflucht hübſches Ding. Nun, die Zeit iſt vorbei, nicht der Hübſchheit, aber des Schwärmens. Um in der Weinhändlerſprache zu reden: der Jahrgang hat ſich entwickelt. Schweres Bukett, eleganter Stil, großer Wein für Anläſſe. Das iſt das richtige Wort, Joſephine: großer Wein für Anläſſe. Nun, Anläſſe muß man abwarten."

„Und du biſt noch der alte Flauſenjäger," entgegnete Joſephine, indem ſie die Finger an der Serviette abwiſchte. „Wann wirſt du einmal anfangen, ernſt zu machen?"

„Womit ſoll ich ernſt machen?“ fragte er neugierig.

„Mit uns Frauen,“ erklärte ſie. Sie lehnte ſich in ihren Stuhl zurück und legte die eine ihrer langfingerigen Hände auf die Stuhllehne, während die Rechte wie vom Geſchäft leicht ermüdet auf der anderen Seite herunterhing.

Hans merkte nun, daß er nicht nur ein anſehnliches, ſondern auch ein unternehmendes Mädchen ſich gegenüber hatte.

„Mit den Frauen ernſt machen, heißt mit dem Feuer ernſt machen,“ ſagte er. „Wie dieſe Sache ſteht, weiß man. Entweder man kocht damit und heizt Dampfkeſſel, oder man zündet Häuſer und Dörfer an. Das eine bringt um die Freiheit wie das andere.“

Joſephine lachte leiſe und angenehm.

„Du haſt ſicher ſchon eine hübſche Reihe von Häuſern angezündet und biſt doch noch nicht um die Freiheit gekommen. Nun, um ſo höhere Zeit, daß es dir endlich an den Kragen geht. Man wird dich hier unter dem Auge behalten.“

Die Mutter hatte ſich bisher hauptſächlich um ihren Teller und um ihr Glas bekümmert; jetzt winkte ſie dem Mädchen und hieß es eine Flaſche Champagner holen. Inzwiſchen legte ſie ihre rechte Hand auf das linke Armgelenk, ſchob mit der linken das leere Weinglas ein wenig von ſich, und wandte ſich in dieſer behaglichen Stellung ihrem Sohn zu.

„Aber nun ſage uns, warum kommſt du eigentlich ſchon heim? Wir dachten, du wolleſt noch ein Jahr in Italien ſtudieren; wenigſtens las es ſich in deinem

letzten Briefe so. Zerrissene Hemden werden dich nicht hergetrieben haben."

Sie betrachtete ihn wohlwollend und nicht ohne Liebe, aber Hans brauchte nicht seinen Feldstecher dazu, um zu sehen, daß sie es noch gut ein Jahr ohne ihn ausgehalten hätte.

„Weißt du nichts mit mir anzufangen?" fragte er lachend zurück.

„Nicht eben viel," gestand sie. „Du weißt, daß jetzt Saison ist. Besser gepaßt hättest du uns im Herbst oder im Winter. Nun, das ist dir ja nichts Neues. Andrerseits ist es gut, so kann man dich wieder einmal sehen und sich überzeugen, daß du nicht ganz verkommen bist in China und Brasilien. Hast du auch das Grab deines Vaters in Alexandrien besucht?"

„Liebe Mutter," erwiderte Hans, „es geht in jenem Winkel ein Wind aus der Sahara, der verweht nicht nur Karawanen und Bahnlinien, er hat schon ganze Weltreiche umgeblasen und verschüttet."

„Ja, wenn der Wind das Grab verschüttet hat, so konntest du es auch nicht besuchen."

Der Champagner kam. Sie ließ Hans die Flasche geben.

„Ich will es jetzt auch einmal gut haben, da mein Sohn da ist. Du hast draußen wohl nicht verlernt, Flaschen aufzumachen. Laß es hübsch knallen, aber verliere uns nichts davon."

Hans griff zur Drahtzange und hob die etwas große und magere braune Männerhand zum Flaschenhals;

in der Hand drückte ſich ſein einfach zugreifender Lebenswille am reinſten aus.

„Nun, wie iſt's alſo?“ mahnte Joſephine, indem ſie ihm zuſah. „Was treibt dich ſo plötzlich in die Heimat? Haſt du dich mit einer Ägypterin verlobt?“

Sie blies gegen eine Biene, die ihr vor dem Geſicht auf und ab flog.

„Laß ſie doch,“ mahnte Hans. „Sie meint, du ſeiſt etwas Botaniſches im Blütezuſtand; der Irrtum iſt begreiflich. Geht's mir denn anders? Auf einmal bekam ich's in Kairo mit der Angſt zu tun und mußte ſpornſtreichs heim, um zu erfahren, ob du noch zu haben biſt!“

„Schafskopf!“ ſchalt Joſephine. „Mache deine Faxen mit andern Leuten.“ Aber es wurde nicht unwiderſprechlich ſichtbar, daß ſie das Wort ungern hörte.

„Nun, was das angeht,“ ſagte die Mutter, „das hätteſt du auch ſchriftlich erfahren können.“

Hans drückte mit dem Daumen von unten aufmerkſam gegen den Pfropfenknopf. „Aber nicht ſo ſchnell,“ erwiderte er. „Heute iſt Dienstag. Raſcher als ich wäre der Brief in keinem Fall gereiſt, und auf meinen Schafskopf hätte ich wenigſtens eine Woche warten müſſen; ſo habe ich ihn jetzt ſchon weg. Schließlich hätte mich Joſephine auch noch beim Wort genommen; ſtelle dir vor, was das gegeben hätte! Achtung! Geknallt hat's, und verloren iſt auch nichts. Um die Wahrheit zu ſagen, Mutter: mich trieb die Sehnſucht her, dich wieder einmal mit eignen Augen zu ſehen. Und ſo auf deine jungen Jahre, Mutter, die dir immer

noch zur Seite ſtehen, auf deinen dunklen Schopf, auf deine griechiſche Naſe und auf deinen zurückgekehrten Sohn. Jung, dunkel, griechiſch, da hat der Zufall dich vollkommen in Worten zuſammengeweht. Proſit, Mutter, ich habe eine große Freude, dich wieder zu ſehen; deinesgleichen iſt nicht in allen fünf Weltteilen."

Er ſtieß ernſthaft mit ihr an, und ſie tat ihm lachend Beſcheid. Joſephine brachte für dieſen Toaſt genau ſoviel Begeiſterung auf wie Verſtändnis, nämlich keine, doch trank ſie aus verwandtſchaftlicher Courtoiſie und, weil der Champagner gut war, wacker mit. Hans, der alles bemerkte, füllte die Gläſer neu und begann ſogleich einen zweiten Trinkſpruch.

„Aber auch meine Baſe Joſephine iſt ein rühmenswertes Frauenzimmer," ſagte er. „Proſit, Couſinchen. Du biſt ins Kraut geſchoſſen; nimm dich jetzt vor den Haſen und Ziegen in acht. Ich bin nur ein armer Igel, der nachts einige Mäuſe jagt, ein ganz ungefährlicher Burſch. Auf deine berühmten Zöpfe, an denen ich dich ſo fleißig gezogen habe! Auf deine länglichen weißen Jungfernhände, die du mir ſo oft um die Ohren geſchlagen haſt! Auf deine frommen, braunen Augen mit dem animaliſchen Blick, der vielleicht deine größte Stärke iſt! Und auf alles, worauf du ſonſt noch Wert legſt! Deinesgleichen iſt auch nicht unter der Sonne. Ich brenne darauf, mit dir ſpazieren zu fahren. Laß nur erſt meine Koffer da ſein, dann werde ich dir noch ganz anders kommen. Proſit, Joſephinchen!"

Digitized by Google

3.

Die Frauen ſaßen da mit den Schößen voll Lob und wurden gnädig. Sie ließen häufig die Gläſer klingen und begannen über ihn zu ſtreiten. Die Mutter behauptete, er ſei ohne Schnurrbart hübſcher geworden; er hatte ein kleines Schnäuzchen in der Welt draußen gelaſſen. Joſephine war der Anſicht, daß er ſich einen Vollbart anſchaffen ſolle, um männlicher auszuſehen; übrigens fand ſie ihn noch etwas gewachſen. Die Mutter beſtritt es, und er mußte ſich auf die Füße ſtellen; nur eine etwas größere Schulterbreite gab ſie zu, aber die ſtellte ſich als das Werk eines amerikaniſchen Schneiders heraus. Somit wollte ſie ihn, aller Geheimniſſe entkleidet, wieder ganz als das unnütze Männchen erkennen, als das er bei ihr aufgewachſen ſei, ihre Konfitüren genaſcht und ihre Schürzenbänder verknotet und ſie endlich bei geleerten Töpfen und zerriſſenen Hoſen habe ſitzen laſſen. Joſephine zog den Schluß, daß ein Sohn von ſolcher Beſchaffenheit für die Frauen weiter keinen großen Zweck ausmache, als daß man ſich von ihm ſchmeichleriſche Dinge ſagen und die Zeit vertreiben laſſe. Er ſolle jetzt einmal hübſch erzählen, was er bei Buſchmännern und Japaneſen erlebt habe. Wenn er alsdann nichts mehr wiſſe, ſo möge er wieder ausziehen und Neues zum Erzählen erleben.

Der Champagner war inzwiſchen nicht vergeſſen worden; Frau Carbiner hatte bereits nach der zweiten Flaſche geklingelt. Nun lehnten die Frauen mit zärtlich

verſchleierten Köpfen in ihre Stühle zurück und machten ſich auf Geſchichten gefaßt, aus denen, wie ſie nun einmal ihren Hans kannten, nur ſeine Torheit oder ſeine Verdorbenheit erhellen konnte. Aber Hans hatte nicht ſo viel Dunſt im Kopf, um zu überſehen, daß der blühende Strauch Joſephine ſeine Mannheit herausforderte. Andrerſeits war er auch nicht mehr nüchtern genug, um dem Reiz zu widerſtehen, ſie wieder einmal an den Zöpfen zu ziehen; für heute hoffte er zu ſeinem Champagner ihre Eiferſucht zu genießen. Anſtatt mit dem erhofften Bericht zu beginnen, blickte er zweifelhaft auf ſein Glas, und mit einer Ungewißheit, die ſchließlich doch nicht ganz geſpielt war, hob er dann die Augen zu ſeinen beiden Weibern.

„Man wird noch vieles früh genug erfahren, und wie immer, das meiſte zu früh," ſagte er weiſe. „Vorher möchte ich lieber hören, wie die Dinge ungefähr hierzulande ſtehen. Sagt mal, ich ſah da vorhin die Verena Helf mit einer merkwürdigen Kinderſchule; in dergleichen Umgebung kann ſich eines ſchon mündig und unwiderſprechlich vorkommen; das iſt der Grund, warum mir auch die Lehrer ſo widerwärtig ſind. Man ſoll ſich einmal mit dem Stand der Volljährigen und Vollkräftigen befaſſen und dann ſehen, was man wert iſt. Aber was ich ſagen wollte, man ſchrieb mir ſeinerzeit, daß ſie ſich verlobt habe; was für ein Spazierſtock iſt das, den ſie ſich da angeſchafft hat?"

Joſephine machte ein dummes Geſicht, aber die Mutter ſah ziemlich hellhörig drein.

„Muß das gleich ein Spazierſtock ſein?“ fragte ſie. „Vielleicht hatte ſie früher einen Spazierſtock und vertauſchte inzwiſchen das unnütze Röhrchen mit einem rechten Stab und Spieß.“

„Iſt denn etwas Wahres an der Geſchichte?“ begehrte Hans überraſcht zu wiſſen, indem er den Hieb für diesmal überhörte.

„Du mußt deinen Gewährsmann ja kennen!“

„Nun, du weißt doch Beſcheid, Mutter!“ mahnte Hans zum Guten. „Iſt ſie verlobt, ja oder nein?“

Die Frau zuckte leicht die Schultern. „Hier weiß niemand von dergleichen; es müßte denn ſchon einer von ihren alten Säuglingen ſein. Nach meiner Meinung kannſt du ſie jeden Tag wieder haben.“

„Wieſo wieder haben?“ fragte Hans errötend. „Habe ich ſie denn ſchon einmal gehabt?“

„Darüber hat man ſich hier freilich die Köpfe zerbrochen,“ entgegnete ſie gut gelaunt. „Wenn du ſie nicht gehabt haſt, dann haſt du ſie eben nicht gehabt. Aber ich kann nicht einſehen, weshalb unter allen Windfahnen, mit denen du dir zu ſchaffen machteſt, nicht auch ein anſtändiges und ſchönes Mädchen ſein ſollte. Wundere dich nicht lange; ich bin deine Mutter. Du haſt mich zu viele Jahre hinters Licht geführt, als daß ich nicht nachgerade wiſſen ſollte, wie du dabei ausſiehſt, wenn du die Leute dümmer machen willſt als ſie ſind.“

Hans entſetzte ſich richtig über die tiefgründige Geriſſenheit dieſer Frau. Erſchreckt dachte er: „Alle ſchweren Leute ſind hinterliſtig; nur die magern ſind

ehrlich!“ und fragte ſich unruhig, ob er etwa bei der Jungen auch ſchon im Sack ſtecke. Aber Joſephine kehrte eben ihrer Tante, verwundert über ein ſolches Geſpräch, das große Geſicht zu, ärgerte ſich offenkundig über ſie und mockierte ſich auch ein wenig über ihren Vetter, dem ſie dann nur einen ſchrägen und etwas leidenden Blick aus den Augenwinkeln zuſchickte, ohne noch eine Halsdrehung an ihn zu wenden.

„Du willſt uns wohl weismachen, daß du wegen der Verena Helf nach Hauſe gekommen biſt?“ ſpottete ſie gelangweilt. „Dumm das!“ Sie zuckte die Schultern.

„Wieſo iſt das dumm?“ fragte er erſtaunt. „Die Mutter ſagt doch ſelber, daß ſie ein anſtändiges und ſchönes Mädchen ſei. Ich finde es durchaus der Mühe wert, einem anſtändigen und ſchönen Mädchen zuliebe eine Reiſe zu unternehmen!“

Joſephine ſenkte den Kopf und verſuchte nachzudenken. Aber ſie hatte ſchon zu viel Champagner im Kopf; dies Öhr war jetzt zu eng für ihren dicken und aufgeweichten Faden. Sie ſeufzte überlegen.

„Ich glaube, daß du uns foppen willſt,“ erklärte ſie. „Aber es gelingt dir nicht; wir ſind dir zu gewitzt. Obſchon du mir jetzt ein geriebener Knabe zu ſein ſcheinſt; ich glaube nicht mehr, daß du ſo harmlos biſt, wie du ausſiehſt. Nun, deſto beſſer!“

Hans wandte ſich ſeiner Mutter wieder zu.

„Alſo, da haſt du's,“ ſagte er mit einer glaubwürdigen Heiterkeit. „Was der Verſtand der Verſtändigen nicht ſieht, ahnet in Einfalt ein frommes Gemüt. Diesmal biſt du zu geſcheit geweſen.“

„Wenn du denn nicht Farbe bekennen willſt, warum du eigentlich wieder im Land biſt, ſo kannſt du uns vielleicht erzählen, warum du damals ſo plötzlich einen neuen Koffer kaufteſt und ihn ſogar zu bezahlen vergaßeſt," erwiderte die Mutter. „Es iſt ja jetzt lange her und über das meiſte wohl Gras gewachſen. Die Rechnung für den Koffer habe ich auch beglichen. Wie war's alſo eigentlich damit? Hm?"

Sie blickte ihren Sohn mit großer Gelaſſenheit an; nur ihr Kopf wurde von heimlichen Stößen erſchüttert, weil ſie unter dem Tiſch mit dem Fuß wippte; es ſah verdammt ſarkaſtiſch aus. Hans begriff, daß ſie ihm nicht auf den Leim ging, und um endlich von dieſer gefährlichen Stelle fortzukommen, begann er von ſeiner alten Kindheitsſehnſucht nach Wiſſenſchaft und nach der weiten Welt zu reden, wie ſie merkwürdigerweiſe gerade dadurch, daß dieſe weite Welt ihre Geſtalten und Vertreter in das Städtchen ſchickte, ſich vorzeitig geſättigt und infolge eines ſcheinbar überlegenen Verkehrs mit dieſen Leidenden und Verwöhnten ſich zu jener Eitelkeit aufgeblaſen habe, die er national nennen möchte und die nicht nur ihn daran verhindert habe, etwas Ordentliches zu lernen und ſeine wahre Größe oder vielmehr Winzigkeit rechtzeitig einzuſehen. „Dieſe billige Selbſtherrlichkeit," fuhr er lebhafter fort, „die ſich auf nichts ſtützt als auf geſunde Knochen, einen mittelmäßig ſchlauen Kopf und übrigens eine einträgliche Indifferenz oder Neutralität zwiſchen den widerſtreitenden Erſcheinungen und Geſchäften der großen Welt: dieſes plump zierliche Behagen im

eigenen Fell macht uns zu den wahren Hanswurſten Europas und bringt uns jenes allgemeine Lächeln des Wohlgefallens ein, das überall aufgeht, wo wir uns ſehen laſſen. Nun, Europa kann ſich ja ein ſolches treuherziges Freilichttheater leiſten. Wird nicht morgen hier ein hiſtoriſcher Umzug zu Ehren des amerikaniſchen Milliardärs Sherman ſtattfinden? Man wird zum zehntauſendſten oder zwanzigtauſendſten Mal den redlichen alten Schweizer aus der Garderobe ziehen und ihn mit dem geläufigen hiſtoriſchen Spektakel der zahlungsbereiten Welt vorführen. Schön, daß es ſo etwas gibt. Nun, ich für mein Teil bekam es eines Tages mit der Atemnot und riß aus. Draußen weht viel friſcher Wind, und es hängt dort eine Sorte von Maulſchellen an gewiſſen Bäumen, die man hierzulande vorſorglich ausgerodet hat. Aber Maulſchellen und friſcher Wind, das ſind eben Dinge, nach denen einen geraden Burſchen verlangen muß, wenn etwas aus ihm werden ſoll. Damit will ich freilich nicht behaupten, daß nun auch wirklich etwas aus mir geworden ſei. Vieles kommt auf die Tiefe der Verderbnis an, die ſchon eingeriſſen iſt, wenn man ſich ans Beſſern macht."

Hans hatte ſich etwas in Eifer geredet; nun bemerkte er plötzlich, daß er für die Wände ſprach. Die Mutter verhielt ſich, als hätte er die ganze Zeit keinen Mund aufgetan, und ſah auf eine Weiſe über ihn weg, wovon ihm ſo luftig wurde, wie er ſich ſchon lange nicht mehr gefühlt hatte. Außerdem brachte ſie ihm mit ihrer verwünſchten Hinterliſt die Couſine auf, ſo

daß die auch anhob, mit dem Fuß zu wippen. Indem er verwundert von einer zur andern sah, begannen sie nacheinander mit den Fingern auf die Tischplatte zu trommeln. Als sie sich vollends an die Gläser machten und die herumzudrehen anfingen, wohnte er ihnen noch eine Weile ratlos bei, dann riß er den Faden ab.

„Ihr gebt ja keine Ruhe, bevor ihr beim Affentanz angekommen seid," sagte er verärgert. „Was soll weiter gewesen sein? Ich habe sie dreimal geküßt; dann wurde mir das Herz groß nach der Freiheit. Wenn die Josephine nicht eine Gans wäre, so hätte man vernünftig darüber reden können. Jetzt sage ich kein Wort weiter; in solche Gesichter nicht!"

Die Mutter drehte noch ein wenig an ihrem Glas; sie suchte sich jene Zeit zu vergegenwärtigen. Josephine aber erhob das ihre und trank es würdig aus.

„Ich weiß nicht, was das heißen soll, einen andern Menschen Gans schimpfen, wenn einen die Federkiele so in der Haut jucken wie dich," tadelte sie gehalten und lehnte sich wieder in den Stuhl zurück. Es gab eine kleine Stille.

„Es ist ja wahr," erinnerte sich darauf die Mutter und hob die schweren Augenlider nach ihm: „In deinen Briefen stand allerlei von Unendlichkeit und Universalität zu lesen. Bist du den Dingern eigentlich irgendwo begegnet?"

„Nein," knurrte Hans und schenkte wütend seiner Cousine das Glas wieder voll. Die Mutter nickte.

„Das habe ich mir gedacht. Unendlichkeit ist jedenfalls nichts, was einem schweizerischen Grashüpfer so

in den Sack geſchoben wird. Und die Univerſalität, darin ſcheinſt du mir ſchon recht zu haben, hat mit unſerer Neutralität nicht mehr zu tun als die Sonne mit dem Lichtfleck, den ein Junge aus dem Taſchenſpiegel die Hauswand auf und ab ſpazieren läßt. Ich denke, die Dinge laufen eher mit den Geſchlechtern als mit dem Einzelnen. Du mußt heiraten, Hans, damit du zunächſt einmal die geſunde Endlichkeit kennen lernſt. Wir reden noch darüber. Auf deine künftige Frau!"

Sie ſtieß mit ihm an; auch Joſephine brachte ihr Glas herbei.

„Siehſt du, zum Zeichen, daß ich dir kein Wort von der Verena Helf glaube, will ich dir ſogar einen vertraulichen Auftrag geben," ſagte ſie verſöhnlich. „Aber du mußt dann künftig mit deinem Urteil über andere Leute nicht wieder ſo vorſchnell ſein. Ich habe nämlich bei ihr einen Hammel in der Schur. Weißt du noch das Medaillon, das du mir ſchenkteſt, ehe du weggingſt? Das hat ſie mir genommen und will es mir nicht wiedergeben. Ich beauftrage dich, es ihr abzunehmen und mir zurück zu bringen."

„Das Medaillon mit dem roten Stein und dem Schweizerkreuz?" fragte Hans. „Wieſo iſt das denn bei ihr?"

„Du hörſt, daß ſie mir's genommen hat. Ich ſagte einmal, ich mache mir nichts mehr aus dir. Denn was ſoll ſich unſereins aus einem Menſchen machen, der ſich draußen herumtreibt? Wir brauchen die Gegenwärtigen. Außerdem war es vielleicht gar nicht wahr.

Darauf ſagt ſie: ‚Da liegt dir wohl auch nichts mehr an dem Medaillon. Gib es mir; die Machart gefällt mir ſchon lange; ich ſchenke dir ein anderes dafür.‘ Alſo, ich bin gutmütig und laſſe es ihr für ein goldenes, das ja auch wirklich viel hübſcher iſt. Wahrſcheinlich meint ſie, man kann Liebe auf ſich ziehen, wenn man ein Andenken brandſchatzt. Das iſt ihre Sache.“

„Nun, ich finde die Geſchichte ſehr rührend,“ meinte Hans. „Aber wenn du mit ihr rechtmäßig getauſcht haſt, ſo iſt eigentlich nicht mehr viel daran zu ändern. Ich will dir eins ſchenken, das noch ſchöner iſt als das goldene.“

„Ich will mein rechtmäßiges Eigentum!“ beharrte das Mädchen. „Weshalb ſoll ich jemand etwas laſſen, das er mir gegen meinen Willen genommen hat? Wir ſind doch nicht in Hinterindien!“

„Ich denke, ihr habt redlich getauſcht?“ wandte Frau Carbiner ein. „Was für eine Vernunft iſt denn das?“

„Redlich getauſcht!“ entrüſtete ſich Joſephine. „So ein dummes goldenes Allerweltmedaillon gegen den roten Edelſtein!“

„Halbedelſtein!“ korrigierte Hans.

„Deſto ſchlimmer,“ erklärte ſie unbewegt. „Entweder ich ſchicke ihr die Polizei ins Haus, oder du beweiſt mir deine Liebe. Dir wird ſie es ſofort geben, wenn du es verlangſt, denn man bekommt Reſpekt vor dir; du biſt ein Mann geworden. Das iſt das ganze Drum und Dran!“

„Der Reſpekt muß natürlich zuerſt ausprobiert werden,“ erwiderte Hans ſkeptiſch, aber von dieſem

anerkennenden Ton doch irgendwie gerührt. „Wenn du noch so ein paar nette Sachen sagst, so bin ich imstande und trete wirklich in Aktion. Eins sollte ich vorher freilich wissen wegen der Stoßkraft. Du wehrst dich um das Andenken: hast du mich denn lieb?“

Sie besann sich einen Augenblick.

„Man soll einem Mann eigentlich nie sagen, daß man ihn leiden mag,“ antwortete sie schließlich. „Und dann: was ist Liebe? Ich liebe dich auch nicht; das wäre zuviel gesagt. Du fängst einfach an, mir zu gefallen. Früher regtest du mich auf mit deinen verworrenen Redensarten von Freiheit und wahrer Seelengröße; ich meinte damals noch, es stecke etwas hinter solchen Mannssprüchen. Nun kommst du zurück und scheinst umgänglich geworden; du hast eine Weltreise dazu gebraucht, um etwas zu werden, was andere von Hause aus durch ihre Mütter und Schwestern sind. Voilà!“

Sie sprach das mit einer ruhigen Bestimmtheit, ohne sich anzustrengen und aufzuregen. Wo ihre Worte hinfielen, da blieben sie liegen, wie Kindermarmeln im weichen Lehm. Nachdem sie wieder einen Zug aus ihrem Glas getan hatte, wandte sie sich an ihre Tante und fragte, ob sie das Menü für morgen schon festgesetzt habe. Das war noch nicht geschehen, und Josephine fing an, vorzuschlagen, aber die Tante begegnete ihren Bemühungen nur mit einem listigen Schillern ihrer Augenwinkel und übrigens mit ein paar trockenen Witzen, in denen sie ihren Spott über die Grandezza des wohlgediehenen Frauenzimmers verbarg.

Über dieſen und anderen Unternehmungen wurden die Gläſer leer. Als man ſchließlich aufbrach, ſagte Joſephine aus einer Theatererinnerung heraus: „Euren Arm, Herr Ritter!“ und lachte ihm glorios zu. Aber ſie brauchte den Arm nötig, und der Triumph war pure Einbildung, außer dem über eine Flaſche Champagner, der netto auf ihre Rechnung kam. Hans brachte ſie vor ihre Zimmertür; dort faßte ſie ihn zierlich am Ohrläppchen.

„Kommen deine Koffer bald, in denen deine hübſchen Anzüge ſtecken? Ja? Wir wollen elegant und nobel ſein miteinander. Ich will einmal ſehen, wie weit man's mit dir treiben kann. Gute Nacht, Weltreiſender.“

Mit einem etwas zerzauſten Kuß und einem kleinen Backenſtreich entließ ſie ihn und verſchwand leiſe lachend in ihrem Zimmer.

4.

Hans ſtand noch eine gute Stunde vor den zwei Fenſtern ſeines Eckzimmers herum, repetierte Heimatgeographie und Heimatempfindungen, ſah, hörte, roch und meditierte und wurde dabei ſtill und ſo einig mit ſich ſelber, wie er lange nicht geweſen war. Unter den Fenſtern rauſchte träumeriſch der Fluß. Drüben ſtieg breit und dunkel ein nördlicher Vorberg auf; an ſeiner Flanke brach ein tüchtiger Bach aus dem Wald in den offenen Mondſchein hervor. Herwärts dauerte von alters her auf ihren Steinpfeilern die gedeckte Großväterbrücke; aus ihren Fenſterlöchern ſah man,

wie Hans wußte, weit das Tal hinunter und ein ganzes Stück hinauf. Der Fluß weberte und ſchimmerte märchenhaft mit ſeinen grünen Fluten. Einige Fabrikſchornſteine geiſterten drüben mit halber Helle vor dem dunklen Berghang. Und Hans nickte dieſer Heimat andächtig ergriffen zu. „Grüß Gott, Heimat! Wenn ich halb ſo treu und wacker bin, wie du ſchön biſt, ſo könnten wir uns wieder miteinander verloben. Aber mit der Hochzeit wollen wir nicht eilen; ich muß zuerſt ſehen, wie ich zwiſchen deinen frommen Bäumen Wurzel ſchlage, und das wird vielleicht hapern.“

Durch das andere Fenſter ſah man an das Wirtſchaftsgebäude des Splendidhotels, das in früheren Jahren ſelber das Gaſthaus zu den drei Königen geweſen war. Ein wandernder Maler hatte vor langem auf die herwärtige Mauer die ſagenhaften drei Souveräne gemalt; dann war die neue Zeit gekommen und hatte dem Mohrenfürſten eine Eiſenſtange durch den Bauch getrieben, draußen und drinnen ein Rad daran feſt gemacht, das innere mit allerlei häuslicher Maſchinerie und das äußere durch einen Treibriemen mit dem Göpelwerk vor dem Haus verbunden. Schräg in die Gaſſe ſchien der Mond, ſo daß Hans, der im Dunkeln ſtand, im dortigen Dämmerlicht einen Menſchen ſich herumbewegen ſah. Wie ihm ſchien, machte er ſich am Treibriemen zu ſchaffen, und Hans dachte zuerſt, es werde der Sattler ſein, der eine nächtliche Reparatur vornehmen wollte; das Werk war faſt jeden Tag in Gebrauch. Dann fiel ihm jedoch auf, daß der andere ſich ſo hartnäckig

darauf einrichtete, ohne Licht auszukommen, und er ſchaute etwas ſchärfer zu. Endlich bei einer unvorſichtigen Wendung, die die dunkle Figur drunten vorübergehend ins Mondlicht rückte, erkannte Hans in ihr einen guten Freund, nämlich den kunſtreichen Schuſter Damian, die liederliche Haut, die von ſich ausſagte, ſie ſei ein Gaſt auf Erden, und von der es das größte Wunder war, daß ſie nicht vor Nichtsnutzigkeit zerriß. Jetzt war der Ehrenmann dabei, mit einem Meſſer den Riemen in tragbare Stücke zu zerlegen, offenbar, um nachher Sohlleder daraus zu machen. Es war ein Vorgang, der Hans ſehr nahe berührte, und er wußte in der Eile nicht, ob der Schuſter mehr Mitleid oder mehr Prügel verdiente. Einen Augenblick hatte er Luſt, ihm durch einen unerwarteten Anruf einen heilſamen Schreck einzujagen, aber ſchließlich erſchien ihm, wie alles, was der Schuſter anfing, auch dieſe Unmoralität ſo hübſch und geheimnisvoll, daß er ihn ungeſtört gewähren und mit ſeinem Raub abziehen ließ, als gerade eine Wolke über den Mond ging. Außerdem erkannte er ſofort die Möglichkeit, dafür nun mit dieſem diebiſchen Gaſt theoretiſche Geſpräche über das Eigentumsrecht im allgemeinen und über die Verwendbarkeit von Riemenleder für Schuhſohlen im beſonderen zu führen. Zufrieden im Beſitz der Oberaufſicht über dieſen Fall ging er zu Bett und bekam eine ſo gewiegte und behütete Nacht, wie ſie einem ausgeblaſenen Seefahrer auf dem Feſtland nur zuteil werden kann.

5.

Am andern Morgen trank Hans ſeinen Kakao allein; ſeine Trinkkumpane von geſtern waren noch nicht zur Hand. Er wartete eine halbe Stunde über der Zeitung; als ſie endlich nacheinander auftraten, waren ſie lakoniſch und verbreiteten dürre Laune um ſich. Aus den Auskünften der Mutter klang ein kahler, etwas anzüglicher Spott. Joſephine, die ihre Zöpfe noch nicht tagmäßig geflochten hatte, lehnte den Kopf in die weiße Hand und ſchlürfte einen ziemlich dunklen Kaffee; ihre kranken, umränderten Augen ſagten aus, daß hier ein unverblümter Katzenjammer mit Delikateſſe zu behandeln ſei. Da nahm Hans von den Frauen, was allein ohne Bedenklichkeit zu empfangen war, nämlich Urlaub, griff nach ſeinem Panama und trat aus dem Hotel an den friſchen jungen Tag hinaus.

Das erſte, was ihm in die Augen fiel, waren die Fahnen, die überall aus den Fenſtern hingen, an den Hotels umſchichtig ein Schweizerkreuz und ein Sternenbanner, an den Bürgerhäuſern nur das nationale Symbol, Kreuz neben Kreuz, ſoweit das Auge die Straßen auf und ab ſah. Im erſten Staunen beſann ſich Hans auf den Bundesfeiertag, den man hier ſo heftig und hingebend beging; aber dann erinnerte er ſich an den amerikaniſchen Milliardär Sherman, und er empfand im Andenken an dieſe gleichgültige und profane Perſönlichkeit genau jene Langeweile, die ihn ſtets befiel, wenn er es mit Amerikanern zu tun hatte. Nun, die Eingeborenen fanden es für gut,

ihn zu feiern, und wirklich konnte es auch den Geſchäften nichts ſchaden.

Um den alten Freiheitsknaben auf dem Brunnen bewegte ſich bereits das Markttreiben. Bauern- und Gärtnersfrauen aus allen umliegenden Gauen breiteten den grünen Verlag des Frühlings aus. Hans betrachtete mit Wiederſehensfreuden die vollen Körbe Jörgenkraut, Aronenkraut, Rübchen und Spinat, den jungen goldig grünen Kopfſalat, den knüppeldicken Rhabarber und die zarten, poetiſchen Radieschen, mit denen beſonders die Mädchen einer entfernteren Landſchaft lockten. Die Hotelköche prüften und feilſchten. Kurgäſte gingen dazwiſchen ihrem Morgenbad nach. Hans erkannte die ſtillen oder gereizten Gebärden der Nervenleidenden wieder, ſowie die reſignierte Haltung der Rheumatiſchen und Gichtiſchen, die mit wenig Abwandlungen im Städtchen ewig neu auftraten.

Am nächſten beim Brunnen waren die Blumenſtände. Da lagen Veilchen aus, Maiglöckchen, die letzten Schlüſſelblumen, weißer, hell- und dunkelvioletter Flieder, Zweige von Feuerbüſchen und Goldregen, Vergißmeinnicht, Anemonen in allen Größen, blaue Sternblumen, gelbe Sternblumen, weiße Sternblumen, der ganze bunte, zärtlich wilde Flor des Frühlings aus Wieſe, Wald und Feld. Hier beim Blumeneinkauf konnte man, wie Hans wußte, auch das Liebenswürdigſte von den eingeborenen Frauen und Mädchen antreffen. Wenn eine Frau Blumen liebt, ſo wird ſie nie ganz verloren gehen. Es hatte Hans an Joſephine von jeher geärgert, daß ſie

dieſen hübſchen Kreaturen nichts nachfragte. Eben überlegte er, ob er ſie nicht trotzdem durch eine Handvoll großer Anemonen begrüßen ſolle, da erblickte er ein bekanntes Geſicht und vergaß die Frage. Schon hatte er ſeine Hand am Hut, und indem er ihn höflich lüftete, wie er das in der Fremde gelernt hatte, redete er das Geſicht unbedenklich an.

„Grüß Gott, Verena. Jawohl, ich bin's ſelber. Wie geht's immer im Vaterland?“

Sie ſtand mit Körbchen, Sonnenſchirm und einer Handvoll gelber Margeriten in einem brennenden Gebüſch von Feuerblumen, und Hans war nicht ſicher, ob ſie errötete oder ob die Feuerblumen auf ihr Geſicht abfärbten. Ein leichtfallendes weißes Kleid, das ſie anhatte, tat ihrer guten Figur ringsum wohl. Unter dem Rand ihres ſchwarzen Hutes wandte ſie dem heimgekehrten Weltreiſenden ihre gerade blickenden, dunkelgraublauen Augen zu, in denen ein intelligenter Geiſt lebte, und während ſie ſich zur Ruhe zwang, bemerkte Hans mit Vergnügen, daß ſie im Gegenſatz zu ſeinen Frauen bei ſeinem Erſcheinen in Schwingungen geriet.

„Sieh da!“ antwortete ſie etwas verwirrt und auch ein wenig mißtrauiſch, ſprang unſicher mit dem Blick von ihm ab, ſchwang ihn ſchimmernd über das bunte Schlachtfeld, faßte ſich und fuhr mutiger, wenngleich mit Herzklopfen, fort: „Grüß Gott, Hans. Was für ein Wind hat dich hergeweht? Du mußt mir ſchon die Blumen abnehmen, wenn ich dir die Hand geben ſoll. Du kommſt gerade recht, mir einen

Strauß zuſammenſuchen zu helfen; mein Älteſter wird heute fünfundneunzig."

„Dein Älteſter?" wiederholte Hans verblüfft. Dann fiel ihm aber die Greiſenſchule ein, und er griff mit der Linken nach den Blumen, um dafür mit der Rechten ihre nun freie Hand zu erfaſſen. „Entſchuldige, das klingt auch für einen Weltreiſenden wunderlich, aber ich weiß ſchon Beſcheid. Sage mal, muß man dir gegenwärtig immer etwas abnehmen, wenn man dir einen Gutentag bieten will? Du ſcheinſt ein verzweifelt patenter Menſch geworden zu ſein."

„Das ſieht von weitem wohl ſo aus," lächelte ſie. „Wenn hier einer irgendwo zufaßt, ſo erregt er Aufſehen. Du bringſt von draußen einen andern Blick mit und wirſt umlernen müſſen."

„Das wollen wir vielleicht nicht tun," verwahrte ſich Hans. „Die Unbefangenheit des Blickes iſt etwas, das man ſich erhalten ſoll, wenn man's mit Mühe und Not ergattert hat; ſie macht das Glück des Kindes und des Wilden aus."

Sie betrachtete ihn forſchend. „Dann bin ich neugierig, auf welche Weiſe du bei uns glücklich zu ſein hoffſt, kannibaliſch oder kindlich. Man wird dir beides ſchwer machen, wenn du den Leuten nicht amerikaniſch kommen kannſt. Es iſt unter uns nur der ein Herr, der uns anguckt wie eine Herde Steineſel: alles iſt Steineſel. Soll ich dir etwas ſagen? Bei uns iſt Sherman Trumpf. Aber meinſt du, daß dieſe Feuerblumen haltbar ſind? Ich habe ſie noch nicht ausprobiert; es iſt eine ganz neue Sorte."

Hans war der Anſicht, daß ſie zäh ausſähen, und Verena kaufte ein paar Zweige zu ihren Margeriten, die ſie Hans ebenfalls zum Halten gab. Sie bedauerte, daß der ſchöne Flieder ſo unſolide ſei, fand nebenher, daß ſie überhaupt genug Flora habe, und erlaubte Hans auf ſeine Anfrage, ihr die Anemonen zu ſchenken, die er vorhin für Joſephine im Sinn gehabt hatte. Er tat es reichlich und begleitete das Mädchen vom Platz, indem er einen Umweg vorſchlug, den ſie ebenfalls genehmigte.

„Ich habe den Vormittag nichts mehr zu verſäumen," ſagte ſie. „Bei den ſchönen Tagen bin ich lieber zeitig bei der Hand und rühre mich. Was dann einmal angegeben iſt, läuft ſeinen Weg allein weiter, ohne daß ich mit der Peitſche hinterher ſein muß. Es hat jedes gern einen handfreien Nachmittag, und eine unerwartete halbe Stunde zur Inſpektion findet ſich immer. So iſt das Dienſtvolk nie ſicher, aber immer an ſeinem Fleiß intereſſiert. Ich meine, mit dieſen Grundſätzen kann man ganze Reiche leiten. Für kleine Demokratien ſind ſie freilich zu einfach."

„Früher hatten zwei alte Leutchen den ganzen Tag genug zu träppeln und zu huſten, um am Ende doch das Ganze laufen zu laſſen, wie es wollte," erinnerte ſich Hans.

„Ja. Es lief holprig genug daher auf Kollekten und Bittgängen," nickte ſie. „Jetzt erhält es ſich ſelber. Man kontrolliert, wann man Luſt hat, und ich habe mein gutes Auskommen und Lob und Dank obendrein. Es iſt ſchade, daß ich kein Mann bin. Du,

was du willſt, ſtelle die Welt auf den Kopf: wenn du Röcke trägſt, ſo gilt es nur halb. Wenn ich ein Mann wäre, ſo ſetzte ich ihnen ihr geſamtes Armen-, Irren- und Gefangenenweſen auf ein neues Fundament. Man muß die Menſchen nur an ihrem Leben intereſſieren, anſtatt ſie bevormunden zu wollen. Das iſt alles. In jedem Ding iſt der Trieb und die Fähigkeit, ſich ſelber durchzubringen. Faſſe es dabei, und du heißt Herkules, Salomo, Doktor Fauſt. Das Leben iſt eine große Komödie!"

„Du biſt ſalzig geworden," bemerkte Hans bedenklich. „Fühlſt du dich wohl bei ſoviel Erkenntnis?"

„Angenommen, das ſei Erkenntnis," erwiderte ſie etwas mürriſch, „ſo fühlt ſich bei dergleichen wohl keiner anders als eben erkenntnisreich. Ich habe geſehen, daß ſich die Leute bei der Liebe wohl fühlen, oder wenn ſie ihren Hunger ſtillen, und meine alten Männer, wenn ſie ihre Rücken in die Sonne kehren. Haſt du draußen etwas anderes gefunden?"

„Dieſe Anſchauung iſt mir zu eng beiſammen," bekannte Hans kopfſchüttelnd. „Ich glaube mehr an die idealen Mächte, Religioſität, Ehrfurcht vor der wahren Größe, Glaube an das Gute, Völkerſehnſucht nach Schönheit und Reinheit, nationale und internationale Tugenden: da iſt für mich das Feld, auf dem die wirkliche Weltgeſchichte wächſt."

„Möglich, daß das für die großen Nationen ſtimmt," gab ſie ungläubig zu. „Und dann würde ich mich erſt noch beſinnen, bevor ich wünſchte, unter ihnen zu leben. Das muß ſein wie in der Schokoladenfabrik;

ich möchte nicht immer zwiſchen Zucker, Kakao und Silberpapier ſtecken."

„Ich möchte auch nicht immer zwiſchen fertigen Würſten und Schinken leben, wie ihr hier!"

„Warum biſt du denn heimgekehrt?"

„Vielleicht um die Ideale wieder erwachen zu ſehen!"

„Dann haſt du draußen nicht viel gelernt," gab ſie trocken zurück. „Packe nur gleich deinen Koffer wieder. Hier herrſcht Sherman!"

Hans machte ein verdrießliches Geſicht. „Das iſt eine Volksläſterung," erklärte er gradeaus. „Dein Gemüt kann unmöglich ſo um allen Schwung gekommen ſein, daß du an dieſen Stinknebel ſelber glaubſt."

„Was geht dich mein Gemüt an!" Sie ſchob die Unterlippe vor, und er wußte noch ſoviel von ihr, um ſich nun auf eine Kopfwaſchung gefaßt zu machen. Aber da er doch einmal bei den Ungeſchicklichkeiten angekommen war, ſo ſetzte er auf die erſte Dummheit gleich eine zweite, größere.

„Immerhin einiges!" behauptete er kühnlich. „Du biſt mir die Tür zur Menſchheit geworden. Wahrſcheinlich verdanke ich dir viel mehr, als du ahnſt. Nun muß es mir doch wichtig ſein, zu ſehen, daß du nicht entmutigt zurückgeblieben biſt."

„Und ſomit biſt du gekommen, um mich immerhin nachträglich noch etwas zu entmutigen? Von großen Reden werden nur Ohren ſatt. Ich meinte bisher, du habeſt dich glatt und nett bei einem jungen Mädchen aus dem Staub gemacht, wie man das von talentvollen

Jünglingen gewöhnt iſt. Der Drang war zu groß geworden. Wieſo bin ich dir nun die Tür zur Menſchheit geworden?“

„Entſchuldige,“ bat Hans. „Das iſt natürlich für fremde Leute eine entſetzliche Renommiſterei. Du warſt einfach der erſte wertvolle Menſch, mit dem ich zu ſchaffen bekam! Vor deiner ſelbſtbewußten jungen Weiblichkeit erwachte der männliche Stolz in mir, etwas ſpät, wie ich zugebe, dafür aber auch gleich mit zwölf Augen.“

„Darauf gingſt du hin und multiplizierteſt dich mit dir ſelber,“ ſpottete ſie. „Du trampelteſt als ein Rhinozeros der Eigenbedeutung durch die Urwälder. Du hüpfteſt als ein ausgepichter Kamelbock durch die Wüſten und machteſt die kleinen Löwen bange. Ich weiß noch immer nicht, wie ſich das mit der Menſchheit verhält.“

„Das hätte ich ja erwarten können,“ ärgerte ſich Hans, „denn du biſt ein Weib und mußt deine Rache haben. Und ſo lange die Welt ſteht, iſt es noch nicht vorgekommen, daß eine Marie oder Käthe einem Mann etwas anerkannte, von dem ſie nicht glaubte, daß er es von ihr habe.“

„Damit wird die Marie oder Käthe auch meiſtens im Recht ſein,“ erwiderte ſie kurz.

„Sieh mal an,“ wunderte er ſich. „Und das iſt keine Selbſtüberhebung?“

„Ich habe ja nicht geſagt, daß ich etwas zum Anerkennen an dir merke.“

„Du, übertreibe es nicht!“ mahnte er. „Der Schaden

würde in jedem Falle beidſeitig. Du haſt die Welt auch noch nicht bis auf den Grund erforſcht, ſonſt bliebſt du nicht an Sherman hängen."

„Du weißt nicht ſicher, wo ich hänge," entgegnete ſie mit mehr Laune. „Übrigens biſt du beſſer zu ertragen, als du ſelber glaubſt. Es dürfen noch viel Luftibuſſe auf unſern Boden treten, bis er einbricht; er iſt beſonders gut gegründet und auch ſonſt an allerlei gewöhnt. Aber du warſt einmal mein Liebſter; ſo etwas muß man reſpektieren, wenn's manchmal auch ſchwer fällt. Alſo ſage mir endlich ohne Schimpf und Spaß, was für dich das Weſentliche an der Menſchheit iſt, ſo wie du ſie gefunden haſt. Nachher vergleichen wir unſre Wiſſenſchaften, und es ſollte mich wundernehmen, wenn ſie nicht auf dasſelbe heraus kämen."

Dieſe freundliche Rede tröſtete Hans wieder ein wenig. Umgänglicher, wenn auch noch etwas kleinlaut, antwortete er:

„Das Weſentliche an der Menſchheit ſcheint mir ihr Leiden. Wer ſie da packt, der hat ſie ſicher."

„Gib mir ein Beiſpiel. Woran leiden die Schweizer?"

„Sie leiden nicht anders als die übrige Menſchheit."

„Sie leiden an ihrer Selbſtgefälligkeit. Wie willſt du ihnen helfen?"

„Die muß man ignorieren, um zu ihrem wahren Leiden vorzudringen: dem Zwieſpalt zwiſchen ihren niedern Bedürfniſſen und ihrer geiſtigen Sehnſucht."

Auf dieſe Auskunft ſchwieg Verena. Erſtens ent-

ſprach ſie nicht ihrer Weibererfahrung, und dann ſchien ihr auch das wenige Wahre daran gerade von dieſem Zeugen nicht zwingend; ſo viel Reife wollte ſie nicht an ihm ſpüren, daß er ſie beſtimmen konnte, ihren Eigenſinn aufzugeben. Darüber nun doch wieder etwas verdrießlich, blieb ſie unſchlüſſig ſtehen und überlegte, ob ſie nicht lieber nach Hauſe gehen ſolle, um das Thema ſamt dieſem nach ihrer Meinung ſehr anſpruchsvollen Herrn andern Leuten zu überlaſſen, die weniger zu tun und mehr Luſt an unfruchtbaren Erörterungen hatten als ſie. Inzwiſchen war man vor das Tor hinaus gekommen und ſtand nun mit dem Blick nach dem See unter einem blühenden Apfelbaum. Der Baum war ganz von Vormittagsſonne durchſchienen und durchfloſſen; ſeine Blüten und ſein Holz rochen ſüß und warm. Ein kleines Heer von Bienen wurde zugleich mit den Blüten im Oſtwind hin und her gewiegt; der Ton ihres Summens war ſo ſtark, daß es ſchien, als ob der Baum ſänge. Hummeln klangen vorbei wie Glockentöne. In den Gärten ſtieg überall Flieder auf wie violetter Dampf. Feierlich und edelmütig blühten weiße Kaſtanien. Pulverfeuern gleich brannten Rotdornbüſche auf. Dahinter ragten dunkle Tannen. Weiter rechts lag der grüne Rauch eines Waldes hellerleuchtet auf einem Bergrücken. Die Gegenwart dieſer Heimat und des ſtarken, eigenwilligen Menſchen an ſeiner Seite erregten Hans mit einer plötzlichen unruhigen Sehnſucht, ſich der einen wie des andern durch einen raſchen Handſtreich zu bemächtigen, denn ſo viel ſah der Jünger des Ideals

ein, daß vom Beſitz dieſer Wirklichkeiten etwas für ihn abhing, zumal ihm beide von jenen ſchweigſamen Dingen zu ſein ſchienen, die man nicht durch Erklärungen, ſondern durch tatkräftiges Handeln erwirbt. Ungewiß, weil ſie ihm nicht mehr antwortete, wandte er die braunen Augen nach ihrem Geſicht; aber ſein Blick voll dunkler Wünſche glitt, ohne einen Anhalt finden zu können, beweglich von der feſtliegenden Helligkeit ihres Zwiſchenaugenfeldes ab, ſtürzte umſonſt bittend über ihre feine, gerechte Naſe herunter, ſchlug einen bedauernden Purzelbaum über ihre fordernd aufgeworfenen Lippen, und blieb endlich, ſolchermaßen abgeſchlagen, an einem Medaillon hängen, das ſie auf der Bruſt trug. Es war eine flache Kapſel aus rotem Stein mit einem Schweizerkreuz. Da er ein geſchickter Arbeiter war, verfertigte ſeine Phantaſie aus dem runden, leichten Ding ſogleich einen Notanker, an den er ſich ohne viel Delikateſſe hing.

„Ach ja, das Schweizerkreuz!“ ſagte er. „Ich habe bereits einen Vortrag darüber gehört; Joſephine bittet mich, es ihr zu reklamieren. Magſt du mir das Ding nicht überlaſſen, damit es Frieden gibt? Du ſollſt etwas anderes dafür bekommen.“

Sie wandte errötend und etwas betroffen das Geſicht weg.

„Joſephine hat nichts zu reklamieren; wir haben redlich getauſcht,“ erwiderte ſie ausweichend.

„Gewiß! Das ſagt ſie ſelber,“ meinte er zögernd. „Aber vielleicht kommt es jetzt darauf gar nicht an. Ich möchte ſagen, es hat einen idealen Wert, und da du doch ſo fürs Reale biſt —!“

In ihren Augen wetterleuchtete es, doch diesmal ein bißchen ängstlich, so sehr sie es zu verbergen strebte. „Liebt sie dich denn?“ fragte sie.

„Das wollte ich auch von ihr wissen,“ erwiderte er befriedigt. „Weißt du, was sie sagte? Sie liebt die Liebe; wenigstens kommt es darauf hinaus.“

„Liebst du sie?“

„Wie alle hübschen Tiere.“

„Dann brauche ich das Medaillon vorläufig nicht herauszugeben.“

„Du hast natürlich das Recht, es zu behalten,“ machte er bedenklich. „Aber vergiß nicht, daß du damit eine Verantwortung übernimmst.“

„Ich werde nicht dich dazu brauchen, um sie mir tragen zu helfen,“ sagte sie schlagfertig. „So diskrete Achseln scheinst du nicht zu haben.“ Das war nun die Quittung auf seine unfeinfühlige Reklamation. „Soll ich dir sagen, wann du überhaupt einmal zu einer echten Anwendung kommst? Wenn eine Frau Lust kriegt, dir dazu zu verhelfen.“ Sie hatte das Heft wieder ganz in der Hand, und Hans ärgerte sich.

„Das kann nur eine ganz vorzügliche, erfahrene Frau sein,“ versetzte er patzig, „und kein naseweises Ding, das noch nichts von der Welt gesehen hat.“

„Um deinesgleichen zu etwas zu verhelfen, ist jede Frau gut genug,“ erklärte sie.

„So fange immerhin an damit! Ich kann dir ein Fiasko voraussagen, an das du Zeit deines Lebens

denkſt. Was du mir heute ins Geſicht geſagt haſt, das hat noch keine Frau gewagt."

„Weil dich noch keine ernſt nahm. Und wenn du überall nach deinem Rezept verfuhrſt, ſo gabſt du auch noch keiner Gelegenheit, ſich nachträglich über deinen Charakter auszuſprechen."

„Nun, du ſprichſt dich jedenfalls aus."

„Willſt du jetzt dein Medaillon zurück?" fragte ſie freundlich und mit Augen, deren Licht unwiderſtehlich war.

„Nein. Danke!"

„Geniere dich nicht, Hans. Magſt du's?" Sie fingerte an der Kette.

„Du hörſt doch: Nein!" rief er und ſah ſie hilflos an. Dann mußte er lachen, und ſie lachte mit.

„Es iſt gut!" erklärte ſie dann ernſter. „Laſſen wir's alſo, wo es iſt. Aber wir wollen einen Vertrag machen, denn immerhin habe ich das Ding nicht mit deiner Einwilligung. Wenn du mir durch irgendeine einleuchtende Tatſache ſo imponierſt, daß ich mich über meinen Raub ſchämen muß, ſo gebe ich dir das Medaillon freiwillig zurück ſamt deiner Oberhoheit über uns alle, und du kannſt es nach Gefallen neu verleihen. Bis dahin halte ich dir Widerpart. Wollen wir uns die Hand darauf geben?"

Er zögerte ein wenig. Erſtens wollte er überhaupt keinen Vertrag, weil er keinen verlangt hatte, und dann ſchien es ihm bedenklich, ihr ſo viel Wichtigkeit beizumeſſen, daß er ſich von ihr Kontrakte aufdrängen ließ. Aber dann erinnerte er ſich an ſeine lebendigen

Kräfte und an ſeine geübte Weltmannſchaft, und gutmütig legte er ſeine magere, große Hand in ihre damenhafte, feingliederige, die aber auffallend beſtimmt zuzugreifen verſtand. Den Frieden, den ſie ihm ſo machte, nach dem bittern Streit ohne weitere Dankbarkeit angenehm empfindend, geſtand er ihr immerhin anerkennend eine ziemlich wackere Perſönlichkeit zu, und mit einem würdigen Gegner, wie ihm ſchien, würdig verglichen, antwortete er, daß er nicht ſäumen werde, bei der erſten Gelegenheit den Kontrakt einzulöſen. Weil er aber nicht ganz ohne Beute aus dieſem Krieg heimkommen wollte, brachte er ſie um eine von ihren gelben Margeriten und ſteckte ſie ſich ins Knopfloch.

6.

Als Hans in den Privatkorridor der Familie trat und an Joſephines Zimmer vorbei nach der Veranda wollte, fand er ihre Tür offen. Sie ſelber ſtand vor ihrem Spiegel und ſetzte ihren Sommerhut auf, ein modernes, mutiges Modell aus rotem Stroh und ſchwarz garniert; ihr Haar hatte ſie locker und frei herausfriſiert und ihre Zöpfe ohne Zimperlichkeit zur Schau gebracht. Dazu trug ſie ein rotes Jackenkleid, und auf dem Spiegeltiſch lagen ein Paar lange ſchwarze Handſchuhe neben einem ſchwarzen getüpfelten Schleier. Der ganze Aufzug war vielleicht etwas zu prächtig für einen Vormittagsausgang, aber er kleidete ſie, und ſie konnte ihn aushalten.

Hans trat auf die Schwelle und meldete ſich zurück. „Schön," erwiderte ſie trocken und griff nach dem

Schleier. Er bemerkte, ſie habe recht, daß ſie ausgehen wolle; es ſei das beſte Mittel gegen Kopfweh. Als ſie nichts ſagte, erinnerte er ſich an den Ausſpruch eines weiſen Mannes: „Politiker und Frauen haben keine Antworten, ſolange ſie ſich putzen, aber nachher reden ſie allein,“ und plauderte weiter. Dazwiſchen machte er ſich klar, daß ſie ihn im Spiegel ſehen mußte, denn er ſah auch ihr Bild, und lauerte ihr auf, um einen Blick von ihr abzufangen; vorläufig wandte ſie kein Auge von ihrem Geſchäft. Er rühmte den ſchönen Vormittag, zählte die Bekannten auf, die er geſehen hatte und die ihn nicht erkannten, verſchwieg das Zuſammentreffen mit Verena und machte Joſephine ein Kompliment über ihre Erſcheinung. Über dieſem Thema erwärmte er ſich ſogar und begann zu ſpezialiſieren.

„Ich meine nicht den Journalſtil deiner Schneiderin, ſondern deinen Privatſtil, die perſönliche Art, wie du die Mode auf deine Schönheit anwendeſt. Es gibt eine Lieblichkeit der Birke und eine Eleganz der Zypreſſe. Wir haben einen erklärten Toilettenſtil der Flora und einen der Fauna. Von dem deinen möchte ich ſagen, er ſei die gefährliche Palmeneleganz der Tropen, die ſich mit Tigern ſchmückt. Verdirbſt du dir nicht die Augen mit dem dichten Schleier? Er wirkt ja außerordentlich auf die Phantaſie. Die Erkenntnis von der Realität des Scheins hat niemand ſo gut begriffen wie das Weib. Willſt du Geſchäfte beſorgen? Nimmſt du mich mit, wenn ich dir verſpreche, die Pakete zu tragen?“

Sie ſtieß das Kinn gegen den Schleier, um ihn ein wenig zu lockern, und griff dann nach einem Handſchuh. Und indem ſie dieſen überzuſtreifen begann, fragte ſie wie bisher, ohne ihn weiter zu beachten und ſehr ruhig: „Haſt du das Medaillon?“ Ihre Bewegungen waren ganz gleichmütig, lang, weich, unnötig, von einer ſchläfrigen Kraft des Willens: die Bewegungen eines gut genährten jungen Kamels, dachte Hans unter aller Überraſchung.

„Nun,“ wandte er ein, „ich meine, damit könnteſt du mir doch ein paar Tage Zeit laſſen, bis ich mit der Verena zuſammengeſtoßen bin. Lange dauern wird das in dem Neſtchen ja ohnehin nicht. Oder muß ich ihr deswegen prinzipiell aufs Dach ſteigen?“

„Ich weiß nicht, was das heißen ſoll,“ entgegnete ſie kühl. „Wenn du mich hinters Licht führen willſt, ſo mußt du nicht auf offenem Markt damit anfangen.“

„Ach ſo,“ machte er. „Weshalb ſagſt du das nicht gleich? Nun, die Sache iſt die, daß ſie das verfluchte Ding zu Recht beſitzt, wie du ſelber weißt —“

„Das iſt kein verfluchtes Ding,“ tadelte ſie würdig.

„Zu Recht beſitzt,“ wiederholte Hans. „Nun habe ich —“

„Sie beſitzt es nicht zu Recht,“ erklärte Joſephine.

„Nun habe ich ausgemacht, daß ich ihr's mit einer Art von Gefälligkeit abhandle. Was täte man nicht alles, um dich zufrieden zu ſtellen!“

„Was für eine Gefälligkeit iſt das?“ fragte ſie, indem ſie nach dem andern Handſchuh griff.

„Ich ſoll ihr ein ausgeſtopftes Chamäleon beſorgen.

In acht Tagen, denke ich, werde ich dir das Medaillon in die Hände legen. Du haſt noch nicht geſagt, ob ich dich begleiten darf."

„Danke. Ich warte bis in acht Tagen. Du haſt eine hübſche Margerite im Knopfloch. Seit wann liebſt du denn Gelb?"

„Seit wann ich Gelb liebe? Ich liebe gegenwärtig überhaupt jede heimiſche Flora! Das kannſt du dir doch denken, nachdem man ſo lange nur Lotosblumen und Kaktuſſe vor die Augen bekommen hat."

„Wenn man euch nach geraubtem Eigentum ausſchickt, kommt ihr mit geſchenkten Blumen im Knopfloch zurück."

„Bitte, die iſt nicht geſchenkt, im Gegenteil!" platzte er heraus und errötete. „Aber du biſt heute ein ziemlich profanes Perſönchen. Veranlaſſung: Kopfweh und Eiferſucht. Vorläufig haſt du nur Urſache zu Kopfweh. Gehen wir jetzt?"

„Ich habe dir ſchon geſagt: in acht Tagen, wenn ich nicht mehr profan bin. Jetzt gebe ich keinen würdigen Zeitvertreib für einen gebildeten Herrn."

„Sei nicht ſo geſchmacklos!" ſchimpfte Hans. „Ich bin kein gebildeter Herr, ſondern ein Menſch aus Fleiſch und Blut und ſo gut um die Laune zu bringen wie ein Pechſieder. Haſt du ein Rendezvous?"

„Ja," log ſie und nahm den Sonnenſchirm zur Hand.

„Lügen ſind Zeichen von innerem Leben," bemerkte er. „Aber den Schirm kannſt du zu Hauſe laſſen; er nützt dir nichts mehr."

„Warum?“ Sie ſtellte das ſchöne Gerät auf den Boden, drehte es am Knopf um ſich ſelber und ſah trübe erwartend zu, wie die glänzenden Seidenfalten ſich öffnend und ſchließend übereinanderglitten.

„Weil du ſchon den Sonnenſtich haſt,“ auskunftete er impertinent.

„Die Verena hat ihn wohl nicht!“ vermutete ſie ablehnend und wandte ſich zum Gehen.

Indes hatte es geklingelt, und der Schuſter Damian trat auf; man hatte ihn um dieſe Stunde zum Maßnehmen beſtellt. Er wohnte in einem der Häuschen an der Mauer unter den Schützengängen, die dem Hotel gehörten, und hing mit dem Zins im Rückſtand; um ihn in der Abzahlung zu fördern, gab man ihm, eigentlich über die wirklichen Bedürfniſſe hinaus, zu tun, in der Hoffnung, die Gegenleiſtung allmählich mit der Zinsſchuld zu verrechnen. Er war ein geſchickter Arbeiter, wenn er wollte, aber von der ſchlimmſten Sorte von Nichtsnutzigkeit befallen, die irgendeinen Stubenhocker plagen kann. Denn wie man bereits weiß, hielt er ſich nur als Gaſt auf der Erde auf und hatte eigentlich gar keine Zeit zu arbeiten, weil das unvernünftige Leben ſeinen fünf Sinnen fortwährend Senſationen machte. Die Augen lockten ihn, ſpannende Kriminalgeſchichten und Kolportageromane zu leſen, oft verlangten ſie auch am hellen Tag zu ſchlafen. Das Gefühl veranlaßte ihn, die luſtigen Mädchen und Frauen zu lieben. Seine Ohren fielen ihm vom Kopf, wenn er zwei Tage hintereinander keine Stadtneuigkeiten hörte. Der Geſchmack riet ihm zum Genuß von Feld-

ſchlößchenbier und Waadtländerwein. Und er roch nichts lieber als friſches Heu, wenn es eben gewendet wurde und er darin unter einem ſchattigen Baum liegen konnte. Sein altes Geſicht war eine Rarität von einer Verſammlung verſteckter Gaunereien. Nach außen erſchien es regelmäßig und ernſt, aus dem Stilprinzip der Kurve oder des umgelegten Halbmondes gebaut. Seine Stirn ſchwang ſich mit allen Diebs- und Rackerfalten in einem ehrbaren und ſo kahlen Bogen von einer grauen Sünderſchläfe zur andern, daß niemand die unternehmende Gedankenwelt vermutet hätte, die er dahinter bewegte. Seine Augenlider, die er einſichtsvoll geſenkt trug, ſeine frommen Brauen, die erwägend darüber ſchwebten, ſein abwärts geſpannter dünner Schnurrbart, die einſame Gauklerkerbe in ſeinem Kinn, alle dieſe Zeichen und Züge, die in andern Geſichtern vertraulich miteinander in Verbindung ſtehen, traten bei ihm ausgeſetzt, einzeln und übertrieben ungeſellig auf, als ob ſie nicht zur kleinſten vorteil- oder ſcherzhaften Aſſoziation fähig wären.

Heute erſchien dieſe Eigenheit noch zu einer gewitterhaften und krakeeligen Allgemeinſtimmung geſteigert, weil er ſchon ſo viel über den Riemendiebſtahl hatte hören müſſen; mit der Zeit verleidet einem auch die ſchönſte Stadtneuigkeit. Hans beachtete er zunächſt überhaupt nicht, und als er ſich bemerklich machte, nickte er ihm nur kurz zu: es freue ihn, und ließ es an allen übrigen Äußerungen gänzlich fehlen, die ein heimgekehrtes Landeskind von ſeinen guten

Freunden verlangen kann, ſo daß ſich Hans dringend beſchwerte und zu erfahren wünſchte, was los ſei.

Nun, begann er zu ſchimpfen, was ſolle los ſein? Er ſei geſchlagen mit einem elenden, verdammten, blödſinnigen Treibriemen, den man, ſcheine es, da drüben von den Rädern weggeſtohlen habe. Der Teufel ſolle den Kerl holen, der ihm dieſen Ärger eingebrockt habe!

„Ja, ſagt denn jemand, daß du ihn genommen habeſt?“ fragte Hans unſchuldig.

Der Schuſter ſtreifte ihn mit einem mißtrauiſchen Blick. Das fehle noch. Darauf warte er gerade. Erſtens könne er ſich überhaupt nicht vorſtellen, wie man zu ſo etwas imſtand ſei; es gebe doch ein Gewiſſen, und wenn nicht, ſo gebe es eine Polizei. Da wimmele jetzt das ganze Neſt von dem gottloſen Unfug, als ob man nichts Beſſeres zu tun wüßte, als einen beſchäftigten Menſchen mit verdammtem Geſchwätz, verdammtem, aufzuhalten. Warum? Weil man ein Schuſtermeſſer an dem Ort gefunden habe. Da ſolle es alſo mit Gewalt ein Schuſter ſein; als ob ſich ein Schuſtermeſſer nicht auch ſtehlen ließe, ſondern um ſich biſſe und ſtäche, wenn ein anderer darnach greife. Kurz und gut, man ſei doch nur ein Gaſt auf Erden und müſſe ſeinen Tag mit Verſtand anwenden. Jetzt wolle er dem Fräulein Maß nehmen, damit wieder ein Paar anſtändige Schuhe auf die Abſätze zu ſtehen kämen.

Blinzelnd vor Verdruß kehrte er ihr das Geſicht zu und wunderte ſich ſchier aus der Haut, als ſie ihm knapp über die Schulter meldete, ſie begehre keine neuen

Schuhe; die alten ſeien gut genug für die ordinäre Zeit. Und weil ſie damit nun auch den gewünſchten guten Abgang hatte, hielt ſie ſich nicht weiter auf, ſondern verließ unterm betretenen Nachſehen der Männer die Wohnung. Der Schuſter ſcheuerte ſich gedankenvoll den Arm.

„Die hat den Morgen auch ſchon Dinge in die Ohren gekriegt, die ſie nicht gern hörte,“ vermutete er. „Aber recht hat ſie; der Zeitlauf iſt ordinär, hol ihn der Teufel. Ich denke, man wird heut noch ein Gewitter haben; das Ungeziefer iſt aufſäſſig.“

Da es ſo mit dem roten Vogel nichts mehr war, hielt ſich Hans deſto aufmerkſamer an den grauen. Er lud den Schuſter zu einem Glas Wein auf die Veranda, und als Damian etwas von dringenden Geſchäften einwandte, verſprach er ihm feierlich, nicht über den Riemendiebſtahl reden zu wollen. Da war es der Schuſter zufrieden. Zunächſt ging die Rede auch wirklich um gemeinſame Erinnerungen und Bekannte, beſonders um ſolche Jugendfreunde, die Hans aus den Augen gekommen waren, die eines Tages die Korreſpondenz eingeſtellt oder ſich ſonſt daraus gemacht hatten, und der Schuſter hatte dies und das, aber im ganzen wenig Begeiſtertes zu melden. Aus einem ehemals kühnen, hochfahrenden Kreis hatte ſich einer nach dem andern in bequeme Umſtände untergebracht, der in einem ſtädtiſchen oder eidgenöſſiſchen Amt, wo er, wie der Froſch im Waſſer, immer breiter werdend zufrieden unterſank, jener bei einem älteren Weib in begüterter Ehe, ein anderer hatte in den Bezirk der

herrſchenden Partei hineingeheiratet, wo die Karriere winkte und der Reihe nach zu jedem Ergebnis führte, das mit abgeblendeten Lichtern zu erreichen iſt, und ein vierter machte Schokolade, traf umſichtig ſeine Auswahl unter den hübſcheren Arbeiterinnen, und ſorgte übrigens nicht höher als zu den Birnen auf ſeinen Bäumen, und nicht tiefer als zum Wein in ſeinem Keller. Die Zuſtände waren, wie ſie ſein konnten. Wichtige menſchenfreundliche Anſtalten kamen nicht vom Fleck, weil ſich die Bauern weigerten, die Beamtenſchaft zu vermehren; ländliche Entwicklungen blieben hängen, weil es bei den Städtern an Weitblick und Großmut fehlte. Wollte der Kanton Luzern einen Zaun in den Bundesfarben geſtrichen haben, ſo war es ſicher, daß ſich Neuenburg und Appenzell in Bern um denſelben Vorzug verwandten, und wenn kein Zaun da war, ſo mußte man einen zum Zweck anfertigen. Man konnte nach ihm gerechterweiſe im Zweifel ſein, was größer ſei, die politiſche Torheit oder die ſittliche Armſeligkeit eines Epigonengeſchlechtes; ſicher ſchien nur, daß dies alles keine herzerhebenden Zeitläufte waren.

„Nun, und was iſt mit dir?“ fragte endlich der Schuſter. „Du biſt gereiſt und haſt viel geſehen, gut. Haſt du etwas geſehen, das uns hier weiter helfen kann? Oder willſt du dich jetzt auch zur Ruhe ſetzen? Das Bett wäre dir freilich gemacht. Biſt du noch ein Schweizer?“

„Wie muß nach deiner Meinung ein Schweizer ausſehen?“

„Er kann gar nicht gut genug aussehen. Man sieht zu viel verschlafene Gesichter und breite Gesäße im Land. Ich will dir sagen, wie ein guter Schweizer nicht aussehen soll. Er soll nicht aussehen wie ein Nationalrat, wie ein Oberlehrer, wie ein Postbeamter, wie ein Viehhändler und wie ein Advokat, sondern die sollen alle aussehen wie gute Schweizer. Sieh mich an, ich bin ein verdammt schlechter Schweizer, denn ich saufe und faulenze und ludere herum; aber überlege dir einmal, was ein Kerl wie ich in einer solchen Eidgenossenschaft sonst tun soll. Schön, ich kann abstimmen, ich kann sogar die Abstimmung verlangen, aber über was? Über Gesetzchen für Mäuse und Puppen. Ich sage dir, paß auf deine arme Seele auf; es geht ein übler Wind im Land. Ich bin krank davon und werde daran eingehen wie ein Stück Vieh an der Seuche. Versprich mir etwas, Hans, willst du?"

„Was soll ich dir versprechen, Damian?"

„Wenn ich mich eines Tages aufhänge, so schreib einen Artikel oder halte eine Rede über meine Todesursache. Sieh, gegen die Viehseuche tun sie, was sie können, und für das Vieh ist in unserm Ländchen um und um gesorgt; unsereins mit seiner unsterblichen Seele kann sehen, wie er durchkommt. Der Mensch rangiert bei uns erst nach der Kuh und dem Stier. Amen. Wie lange willst du bei uns bleiben?"

„Ich sehe viel zu tun, Damian. Auf ein Jahrzehnt wird's schon reichen, und dann ist man eingewachsen."

„Aha, du willst hier etwas tun. Nun, jeder nach seinem Gusto, aber du sollst nicht sagen, daß du nicht

gewarnt biſt. Tu nichts, Hans, du wirſt bloß Anſtoß erregen. Hier wünſcht niemand ſo etwas! Oder biſt du ein Herkules? Wenn du aber dann doch etwas tun mußt und kannſt's abſolut nicht laſſen, dann tu's für dich und hinterlaß es nach deinem Tod, ſo wird man dich loben, denn hier iſt jeder gern Erbe. Läuft's dir aber in einem unbewachten Moment aus dem Haus unter die Leute, dann ſteh dir Gott bei. Weißt du, Hans, es iſt doch manchmal, als ob die Alpen aus Kartoffelbrei wären, aber die verſprochene Milch und der Honig, Hans, die im Land fließen ſollen, die ſind Stein und Kieſel. Es hat viel ehrbare Männer im Staat; nimm dich vor ihnen in acht. Nun, ich ſeh dich ja wieder deinen Koffer packen; bei uns hat's noch keiner ausgehalten, der ſeine Suppe nur mit dem Löffel frißt und nicht mit einem Bundesinſtrument, und der meint, er muß mit dem Hirn voran zu den Abſtimmungen laufen, anſtatt mit dem Schweizerwappen auf dem Hintern. Haſt du ſchon einen Schweizer geſehen, dem nicht der Käſe aus den Augen guckt? Und iſt's nicht der Käs, ſo iſt's die Schokolade. Du haſt auch Schokoladeaugen; bilde dir nicht ein, etwas Beſſeres zu ſein. Ich will dir prophezeien, was man dir ſagen wird, wenn du zum erſtenmal auftrittſt. Man wird ſagen: ‚Ganz intereſſant, aber der Mann kommt von draußen.' Und ſie haben recht; vom richtigen, weichen, warmen, kunſtgerechten Dreck hat doch bloß der Regenwurm einen Begriff. Was willſt du zu den Regenwürmern ſagen? Jawohl, was willſt du zu ihnen ſagen?"

„Das weiß ich ſelber noch nicht, Damian. Vermutlich wird es aber darauf hinauslaufen, daß ſie ſich nur einbilden, Regenwürmer zu ſein, und etwas viel Beſſeres ſein können, wenn ſie nur wollen.“

„Das wird dir kein Regenwurm glauben!“

„Ich werde es ihnen beweiſen.“

„Beweiſe einem Regenwurm, daß er ein Eichhörnchen iſt!“

„Glaubſt du, daß es in der Schweiz ſieben Männer gibt, die beſſer ſind als du?“

„Sieben? Doch, ſieben will ich glauben. Sieben geb ich zu!“

„Gut. Das genügt mir. Damit läßt ſich anfangen.“

„Ja, wenn du die Sache ſo anguckſt — da könnte vielleicht wirklich etwas zu hoffen ſein. Aber ich bin mißtrauiſch, Hans; man hat uns ſchon zu oft belogen und betrogen. Alle fünf Jahre lernt man einen neuen Wilhelm Tell kennen, und bevor du dir's verſiehſt, haſt du wieder für einen aufgeſchwemmten Friſeur geſtimmt, oder für einen freiſinnigen Bierbrauer, oder für den Teufel in der Geſtalt eines Advokaten. In dir ſteckt auch ein Verräter; man ſoll in der Schweiz keinem trauen, bevor er ganz tot und kalt und unterm Boden iſt. Ich wollte, meine Mutter hätte mich in Rußland oder in Afrika geboren! Schwörſt du mir, daß du nicht Nationalrat werden willſt?“

„Ich ſchwöre dir, daß du der vorwitzigſte Schuſter biſt, der mir noch jemals vor Augen kam!“ ſagte Hans lachend.

„Du willſt Karriere machen!“ vermutete Damian vorwurfsvoll.

„Nun, ſo ſchwöre ich dir, daß du mir in der Karriere immer um einen Platz voraus ſein ſollſt!“ beruhigte Hans. „Biſt du damit zufrieden?“

„Wenn du dann auch noch deinen Schwur hältſt, ſo wird man vielleicht wieder einen anſtändigen Eidgenoſſen kennen lernen,“ erwiderte Damian vorſichtig.

Damit ſprang das Geſpräch wieder auf heimiſche Erſcheinungen über. Noch etwas ſpäter wurde es perſönlich, und ſchließlich brach Hans ſein Wort und begann ohne alles Zartgefühl das beabſichtigte Geſpräch über die Verwendbarkeit von Treibriemen zu Sohlleder und nachher über das Beſitzrecht. Der Schuſter ſtellte zunächſt die Verwendbarkeit ſtreng in Abrede; erſtens ſei das Riemenleder viel zu weich und laufe ſich in drei Tagen durch, und dann verrate es ſich auch durch ſeine Farbe und durch die Ölflecken, die beim Betrieb überall daran kämen. Mit jedem Glas Wein näherte er ſich jedoch mehr der Auffaſſung ſeines Gegenübers, daß es wohl zu gebrauchen ſein werde, wenn man es nur richtig anſtelle; beim fünften gab er zu, daß Sohlen aus Treibriemen wenigſtens drei Wochen hielten und daß nichts zu ſehen ſei, wenn man ſie ſchwarz färbe und poliere. Über das Eigentumsrecht ſagte er achſelzuckend, man könne dieſer und jener Meinung ſein. Gott habe die Welt für alle Menſchen geſchaffen; andrerſeits würde er es nicht gerne ſehen, wenn ihm jemand ſeinen Sonntagsanzug ſtähle. Wer eben etwas habe, der habe es, und wer

nichts habe, der habe nichts und ſehe zu, wie er zu etwas komme. Schließlich war er ungewiß, ob er den Riemendiebſtahl nun eigentlich zugeben ſolle oder nicht, und froh, als Frau Carbiner von ungefähr auf die Veranda kam und für diesmal das gefährliche Geſpräch unterbrach. Nun, die alte Freundſchaft ſei, ſcheine es, noch nicht zerriſſen, bemerkte ſie etwas ſpöttiſch, aber doch ſchon umgänglicher als dieſen Morgen. Hans erklärte, daß man hier auf Joſephine warte wegen des Maßnehmens, und berichtete dann über den Beginn dieſes guten Einvernehmens, daß Damian ihn einmal vor zwei ſcheugewordenen Pferden weggerettet habe. Davon wußte die Mutter nichts, und ſie blickte den Schuſter etwas aufmerkſamer an, indem ſie ſich nach ſeinem Ergehen erkundigte. Er dankte der gütigen Nachfrage. Die verſchiedenen Halbmonde in ſeinem Geſicht begannen einen ſchwebenden Umtrieb, wie immer, wenn er es mit dieſer Frau zu tun hatte. „Wie es einem ſo geht, wenn man ein Gaſt auf Erden iſt. Wenn ich die Frau Carbiner zum Eheweib bekommen hätte, ſo wäre ich ein Herr geworden und ſähe zu, wie andere Gäſte ſind. Das iſt nämlich die Weisheit Gottes!“ Sie antwortete nichts auf dieſe Rede, ſondern trat an die Brüſtung der Veranda und ſah nach den Bergen, wozu ſie ſich die Augen mit der Hand beſchattete. Sie trug eine ſchwarzſeidene Bluſe und einen modernen, ſchwarzen Cheviotrock, der ihr in loſen Bahnen von den Hüften fiel. Als Reſultat ihrer Umſchau vermutete auch ſie, daß ein Gewitter im Werden ſei, bedauerte es wegen

des Feſtzuges, und ging weiter ihren Geſchäften nach.

Nicht lange danach entfernte ſich auch der Schuſter, erzürnt, weil ihm Hans nicht glauben wollte, daß er wohl wagen würde, unter Umſtänden ſo ein lauſiges, verdammtes Riemchen, verdammtes, von der Scheibe herunter zu ſchneiden, und erſchöpft von der moraliſchen Anſtrengung, ſein Geheimnis für ſich zu behalten.

Hans blieb in unruhiger Nachdenklichkeit zurück und fragte ſich allen Ernſtes, was er in dem verſunkenen Neſt eigentlich zu ſuchen habe. Zum erſtenmal bereute er, dem gefühlvollen Impuls nachgegeben zu haben, und ſah ſich mit einer traurigen Art von Ärger in einen Provinzdamenſtreit um ein Medaillon verwickelt, von dem er zunächſt nicht die leiſeſte Ahnung hatte, wie er ihn ſchlichten werde. Er hielt ſich für verliebt, und zwar in Joſephine, ſtarrte peſſimiſtiſch in die lichterfüllte, nördlich gemäßigte Frühlingswelt hinein, und wünſchte ſich zwiſchen ſeine Fellahs und Krokodile zurück. Unter der Veranda leuchtete der junge Gebirgsfluß; ſeine grünen Fluten trieben glücklich und ſittenlos ihren Weg dahin; es ging reißend abwärts mit ihnen. Drüben qualmten die Fabrikkamine. Es wehte Weſtwind; der Rauch flog in Büſchen und Fahnen der Brücke zu. Ein Dampfſchiff kam vom See. Seine Räder plätſcherten, ſeine Pfeife ſchrie, ſeine Glocke läutete. Als es angelegt hatte, klang mit dem Wind vom Berg her das Jodeln eines Hirtenbuben. Hans horchte verſunken hin, ohne deshalb ſeine Einſamkeit weniger zu fühlen;

im Gegenteil: dieſer wortloſe, animaliſche Singſang voller Selbſtzufriedenheit und Behagen warf ihn noch tiefer in ſein Mißbehagen hinein und regte ihn zum Nachdenken an. Wenn er aber niemand hatte, mit dem er ſich auseinanderſetzen konnte, griff er ſich dabei ſelber an. Im richtigen Augenblick daher erſchien ſeine Mutter wieder auf der Veranda; ſie hatte den Schuſter weggehen ſehen und wollte gern eine freie Viertelſtunde mit ihrem Sohn allein verplaudern.

„Nun, wie gefällt dir die Sache hier ſo auf den erſten Blick?“ fragte ſie und ſetzte ſich ihm gegenüber. „Die Gegend iſt doch immer noch ſchön. Und nährhaft iſt ſie auch. Das findet ſich nicht überall ſo beiſammen.“

„Ich habe lange nicht mehr jodeln gehört,“ erwiderte er. „Ich wußte nicht, daß das ſo anſtrengend iſt.“

„Das kommt wohl auf die Übung an!“ verſetzte ſie.

„Kann ſein. Aber ich meine für den Zuhörer. Zum Beiſpiel: der Geſang kommt vom Dinkelsberg — vom fruchtbaren Dinkelsberg, wie ich in der Schule gelernt habe. Sofort wundere ich mich, daß ich nicht ſchon früher über dieſe Benamſung geſtolpert bin. Denn von Fruchtbarkeit, von wirklicher, kultivierter Fruchtbarkeit iſt dort oben doch wenig zu bemerken, genau ſo wenig, wie von dem Dinkel, der dem Berg einmal den Namen gegeben hat. Wo du hinguckſt, ſiehſt du Gras, Wald, mehr oder weniger ſchmutziges Rindvieh und Bauern, die danach riechen und ausſehen. Man befindet ſich hier inmitten eines Völkchens, das mit viel Witz und liebevollem Aufwand dahinter her iſt, ſeinem Boden die natürliche Frucht-

barkeit zu hintertreiben, und das ſich ſo gänzlich an die karge und naive Poeſie des Viehſtalles und der Käsbütte hingegeben hat, daß ihm die Urſachen ſeiner Armut und Abhängigkeit zum Gegenſtand eines freundlichen nationalen Kults geworden ſind, von dem jeder eiferſüchtig ausgeſchloſſen wird, in dem etwa noch ein Traum vom alten nähr- und wehrhaften Heldenland flackert. Man iſt ſo mit ſich ſelber zufrieden, daß niemand ohne heftiges Schwindelgefühl an eine innere und äußere Veränderung des einmal approbierten allgemeinen Zuſtandes denken kann, ſchafft mit Genugtuung von weither ſeinen nötigen Dinkel, Weizen, Hafer und ſo fort ins Land und das geſchätzte Kuhprodukt aus dem Land, und hält ſich hübſch nach allen Seiten verträglich, um den überklugen Stoffwechſel nicht zu ſtören. Nur in den Schulbüchern ſpukt der fruchtbare Dinkelsberg weiter, und ſtiehlt ſich von den Pädagogen unbemerkt als gefährliches Wahrzeichen der Vergangenheit von einer Schulklaſſe in die andere. Dort friſten auch noch einige verſchollene weitblickende Staatsmänner und aufrechte Recken als Beſtandteile der nationalen Raritätenkammer eine Art von merkwürdiger Fortexiſtenz, die niemand geniert und allen gefällt. Iſt das nun eigentlich gut oder ſchlecht? Ich weiß es nicht."

„Es fragt ſich wohl wie überall, was man daraus macht," ſagte die Mutter nach einer Weile Sinnens. „Da mußt du eben genauer zuſehen. Ich habe wenig Zeit gehabt, mich um dergleichen zu kümmern. Schließlich iſt die Kuh doch nicht alles, was wir haben."

„Ja, ich weiß: die Hotelerie und der Amerikaner Sherman. Darüber müssen wir später reden, wenn ich den Festzug gesehen habe."

„Auch dort drüben ist etwas zu sehen. Laß am Ende die Kühe an unsern Bergen herumklettern; in den Tälern ist neue Zeit, scheint mir. Was sagst du zu unsern Fabriken?"

„Sie rauchen vielfältig," versetzte Hans zweifelnd. „Ich brauche nicht zu fragen, was dort gemacht wird, und kann sicher sein, daß es sich um einen Luxus oder um ein Spielzeug handelt, mit der großartigen Bestimmung Argentinien. Als das Völkchen seinen Grund und Boden glücklich an die Hypothekenbanken und den Ertrag an das Rindvieh im Land losgeschlagen hatte, sah man sich nach einem Lumpen um, der schicklich am leeren Stecken tanzen konnte; man geriet aufs Spitzenklöppeln, auf Uhren, Seide, Schokolade und Gott weiß was für Zierlichkeiten. Seitdem die brotlose Bauernschaft exportiert, fühlt sie sich vollends modern und hat ungetrübt das Plaisier des liederlichen Wirtschafters, der für die Sommerfrischler kleine Bären und Männerchen schnitzt und seinen Holzrechen beim Krämer kauft."

„Etwas Wahres wird wohl an der Sache sein," erwog Frau Carbiner. „Nur vergiß nicht unsern obersten Grundsatz, ohne den bei uns keiner weit kommt; ich meine die Mäßigung!"

„Was das angeht," lächelte Hans: „Ich fand dich nie besonders mäßig, wenn du mir das Kamisol ausklopftest."

„Im Verhältnis zu deinen Streichen war ich mäßig genug, denn du warſt ein unmäßiger Taugenichts.“

„Das hat wohl manchmal ſo geſchienen. Wir wollen einander nichts vorwerfen. Aber im Ernſt, Mutter, mir iſt hier nicht wohl bei den Zuſtänden.“

Frau Carbiner erhob ſich. „Das glaub ich dir, Hans, und es wird nichts beſſer, wenn du dir den Kopf blutig ſtößt. Das iſt nun einmal ſo mit unſerm Vaterland. Die die Herrſchaft haben, geben ſie nicht ab. Die Geld verdienen, ſind zufrieden. Den andern hat man immer den Mund geſtopft. Man wird wohl nächſtens wieder eine politiſche Freiheit einrichten; davon zehren ſie dann zwanzig Jahre. Sieh zu, was du tuſt, damit du keinen Schaden nimmſt. Deine Koffer ſind übrigens gekommen.“

Sie nickte ihm zu und ging. Auch er verließ die Veranda, um nach ſeinem Gepäck zu ſehen.

Die Koffer ſtanden ordentlich nebeneinander in ſeinem Zimmer. Hans ſchloß auf und fing an auszupacken, zuerſt ſeine Kleider und Wäſcheſtücke, die er in den Schrank hing und in die Kommode räumte, dann allerlei tropiſchen Plunder, türkiſche Pfeifen, Felle, malayiſche Dolche, Amulette, Webereien, Götzen, Lendenſchürzen, Naſenpflöcke und was ihm ſonſt der Wind und die Gewinnſucht der Eingeborenen und Händler ins Garn getrieben hatte. Indem ihm dieſe Dinge durch die Finger gingen und er ſich an die Lagen und Umſtände erinnerte, unter denen er ſie erworben hatte, wurden ihm zwei hieſige Bürger gemeldet, die ein Anliegen an ihn vorbringen wollten. Er hieß

ſie eintreten, und es ſtellte ſich heraus, daß es Mitglieder des Feſtkomitees waren, ein Eiſenbahner in Uniform und ein Angeſtellter einer Verſicherungsgeſellſchaft. Zum Abzeichen ihrer heutigen Würde trugen ſie Roſetten im Knopfloch und zudem weiße Binden am Arm. Der Eiſenbahner ſah dunkel und gewalttätig entſchloſſen drein, der Verſicherungsbeamte blond und zutraulich verwundert, aber was ſie auch ſonſt unterſcheiden mochte: in der nationalen Biederkeit und im rechten beſonnenen eidgenöſſiſchen Auftreten gaben ſie einander keinen Deut nach. Sie waren von langer Hand gewöhnt, einander zu bewachen, daß keiner einen unvorhergeſehenen Entſchluß faßte oder eine nicht im Schoße der Kommiſſion beſchloſſene Haltung einnahm. So bewegten ſie ſich ſtreng konſtitutionell auf dem Boden der Statuten, die wenigſtens zweien der Kommiſſionsmitglieder erlaubten, ſelbſtändige Handlungen zum Vorteil der allgemeinen Sache zu unternehmen, mit der verfaſſungsmäßigen Vorausſetzung, daß man dem Ganzen verantwortlich blieb und das nachherige Gutheißen oder Nichtgutheißen der Kommiſſion zu veranlaſſen hatte.

Hans kannte dieſe Variation von Menſch ſchon lange; aber da ſie ihm jetzt wieder leibhaft vor Augen trat, ſo verurſachte ſie ihm doch wieder eine Art von fröhlicher Verwunderung. Höflicher, als es die Ehrenmänner von Landsleuten gewöhnt waren, bat Hans um ihr Anliegen; ſie warfen einander noch einen Blick zu, dann begann der Eiſenbahner zu reden. Ja, alſo, da mache man heute einen Umzug zum Nutzen des

Gemeinwohls, um die Fremden anzuziehen und, wenn ſie da ſeien, feſtzuhalten, was nationalökonomiſch von Wichtigkeit ſei. Er machte eine Pauſe, und Hans, der ſchon wußte, daß keine Zeitung ihre Abonnementsgebühr erhöhen konnte, ohne auf die Nationalökonomie zurückzugreifen, nickte ihm verſtehend zu. Dazu habe man alſo Koſtüme, Waffen, Geräte, Wagen und anderes aufgebracht, auch Preisvieh und Sennen. Man habe Gruppen erdacht und Vorgänge aus dem Volksleben erdichtet, um ſie darzuſtellen. Jetzt ſei bekannt geworden, daß der Herr Carbiner aus Afrika oder Aſien Koffer voll Tigerfelle und ausgeſtopfter Rieſenſchlangen mitgebracht habe, und da würde es ſich doch gut ausnehmen, wenn man im Zug einen Tiger auf eine Kuh ſpringen laſſe und eine andere mit einer Rieſenſchlange umwinde; da es gegenwärtig viel Bremſen gebe, ſo werde es immer ausſehen, als ob das Vieh nicht gegen dieſe, ſondern gegen die angeſetzten Feinde ſchlüge, und das Intereſſe werde ſich mehr ſteigern. Man bitte alſo im Namen der Kommiſſion und der guten Sache den Herrn Carbiner um die leihweiſe Überlaſſung der beſagten Gegenſtände; die Kommiſſion werde ihm das Entgegenkommen offiziell verdanken.

Hans wollte zuerſt hören, woher ſie von ſeinen wilden Tieren wüßten; es ſtellte ſich heraus, daß der Portier das Gerede in Umlauf gebracht hatte. Darauf ſagte er, in betreff der Rieſenſchlange müſſe er die Herren leider enttäuſchen, da er eine ſolche auf ſeinen Fahrten nicht einmal zu ſehen bekommen habe;

ſie machten halb ungläubige, halb reſpektvolle Geſichter dazu und tauſchten wieder Blicke. Ein Tigerfell dagegen beſitze er freilich durch Zufall, und zwar einen Königstiger. Ihre Augen leuchteten auf, und ſie wechſelten erwartungsvoll das Standbein. Aber auch hier bitte er die Herren um Einſicht. Sie wollten Szenen aus dem Volksleben darſtellen; gut. Nun ſei es in der Schweiz aber doch ein ziemlich ſeltener Ausnahmefall, daß ein Königstiger auf ein Rindvieh ſpringe, viel eher geſchehe dies von Bären und ſogar noch von Wölfen. Da er indeſſen weder Bären- noch Wolfsfelle beſitze, ſo könne er ihnen alſo in dieſer Sache leider nicht dienen. Wenn aber einer der Herren an der nächſten Faſtnacht als Königstiger auftreten wolle, ſo ſtehe er ihm ſehr gern zur Verfügung und werde ſogar als Gazelle, als Jäger oder als Dſchungel mittun, was man dann lieber wünſche.

Aha, dann ſei das gut, ſagte der Eiſenbahner; man könne alſo den Königstiger gleich mitnehmen? — Auf die nächſte Faſtnacht hin? fragte Hans. — Nein, für den heutigen Umzug, denke man doch. — Man habe ihn falſch verſtanden, erklärte Hans. Ein ſo fremdes Tier würde den ganzen Zug ſtören, und er bitte die Herren, ihr Geſuch für diesmal zurückzuziehen. Dieſe beſſer gewohnte, mehr parlamentariſche Ausdrucksweiſe leuchtete den Eingeborenen ein. Alſo dann auf das nächſte Mal, ſagte der Eiſenbahner. Es ſei ſchade, man habe ſich das Dings recht nett vorgeſtellt. Nun, aufgeſchoben ſei nicht aufgehoben. Apropos, ob dem Herrn vielleicht der Sammelbogen für die Un-

koſten ſchon vorgelegen habe; man glaube nicht, da er bis vor kurzem im Ausland geweſen ſei. Vielleicht dürfe man ſich mit der Gelegenheit erlauben. Er warf ſeinem Begleiter einen Blick zu, und der zog einen Bogen Papier aus der Bruſttaſche. — Ob denn nicht ſeine Mutter ſchon im Namen des Hotels gezeichnet habe? fragte Hans. — Im Namen des Hotels ſchon, gab der Eiſenbahner zu; aber man betrachte den Herrn Carbiner als Gaſt. — „Nun," erſtaunte ſich Hans, „man wird doch nicht die Gäſte für ein Schauſpiel bezahlen laſſen, das man ihnen zu Ehren gibt?" — „Die Ausländer nicht," belehrte der Eiſenbahner und ſah ihn kalt, aber nicht ohne eidgenöſſiſche Biederkeit an. „Hingegen die reichen Schweizer müſſen bezahlen, damit immer das Volk den höheren Vorteil davon hat."

Dieſes hübſche Stück Unverſchämtheit, ſo ſehr es Hans an ſich intereſſierte, ſchien ihm doch zu ſelbſtgerecht angelegt, als daß er ſich davon überrumpeln laſſen mochte. „Ich bin unter Umſtänden wohl zu ſchröpfen," erwiderte er, „und nicht einmal durchaus gegen Frechheiten eingenommen, aber die wilden Völkerſchaften machen das liebenswürdiger und natürlicher." Damit drehte er ihnen, nun doch ehrlich verdroſſen, den Rücken zu, und aus dieſer Bewegung erkannten die Ehrenmänner, daß die Unterredung beendet ſei. Sie wechſelten noch einen letzten Blick, durch den ſie einander ihre einmütige Denkweiſe über den vorliegenden Fall beſtätigten, und richteten ſich auf den Abzug ein. „Dann nichts für ungut!" ſagte der

Eisenbahner. Der Blonde tat den Sammelbogen wieder in die Brusttasche, worauf sich die Vertrauenspersonen ohne weitere Aufenthalte aus dem Gesichtsfeld brachten.

7.

In der Zeit saß Josephine schön und elegant im Gärtchen der Konditorei Pichonez, die, allen Fremden wohlbekannt, von einem Graubündner rühmlich geführt wurde. Sie genoß langsam und besonnen nacheinander eine Portion Zitroneneis, ein Erdbeertörtchen und eine Dichtung aus verschiedenen sehr angenehmen Bestandteilen, worunter auch Eukalyptus war. Aber sonst fühlte sie sich von Trauer beschwert, die teils ihrer heutigen Körperverfassung entstammte, zum Teil dem mißlungenen Handstreich auf das Medaillon, zum Teil einem gewissen Niederschlag von Eifersucht, und der Rest aus wirklicher materieller Sorge. Das Leben, das sie hier führte, war nur eine großzügig geliehene und ebenso angewandte Sache und konnte ihr jeden Tag aufgekündigt werden. Sie war klug genug, von den Gelegenheiten, sich ihrer Tante nützlich zu machen, immer die eine oder die andere anzuwenden, denn sie sah darin mit Recht eine Garantie für die vorläufige ungestörte Fortdauer des behaglichen Zustandes; kam aber zum Beispiel einmal eine junge Frau ins Haus, so wurde sie überflüssig, und dann wußte sie nicht, wo ein verwöhntes und bequemes Weibsbild wie sie anderweitig unterkommen sollte. Alles in allem hatte sie dreihundertundsieben Franken sechsundzwanzig

Rappen auf der Kaſſe, das geſamte mütterliche Erbteil mit allen aufgelaufenen Zinſen ſeit vierzehn Jahren; weggenommen war von ihr nichts, allerdings auch nichts hinzugeſpart. Das waren Tatſachen, die auch einem Menſchen, der nicht zur Hypochondrie neigte, von Zeit zu Zeit zu denken geben konnten. Wenn ſie aber wie heute traurig war, ſo ging ihr nichts ſo lieblich ein wie eine gute Konditorei, und ſo genoß ſie mit gleicher Kraft und Andacht ihre dunkle Gemütsverfaſſung, die tiefe Süßigkeit und tröſtliche Pikanterie der Konditorei und die leiſe drohende Schickſalhaftigkeit ihrer Lebenslage. Nach dem Eukalyptuscreme überlegte ſie, ob ſie ſich noch einen vierten Troſtgrund zuführen ſolle, verzichtete nun aber entſchloſſen auf weitere Verſchleierungsverſuche, vornehmlich in Wirkung einer inneren Unruhe, die ſich immer bedeutender zwiſchen ihrer Trauer regte und zuſehends an Beſtimmtheit gewann. Noch ſah ſie ſich, mit dem Schleierrand auf der Naſe, um, wer eigentlich in dieſem Garten ſonſt noch anweſend ſei, neigte voll ſchwermütiger Hoheit das Haupt ein wenig auf den Gruß eines Herrn, der ſchon lange auf dieſen Augenblick wartete und mit dem ſie ſonſt gar nicht ſo zeremoniös ſtand, klopfte darauf mit einem Geldſtück auf die Marmorplatte des Tiſchchens und bezahlte. Im letzten Grund nun doch ungetröſtet ließ ſie den Schleier fallen, erhob ſich und verließ das Lokal.

Eigentlich war ſie jetzt mit ihrem Ausgang fertig, aber ihre Stimmung verlangte von ihr, daß ſie ihre ſchöne Perſon noch etwas über den Kurpark führte.

Sie tat es ohne große Hoffnung und von der Anſtrengung in Atem gehalten, einen Plan zu machen. Zweimal mußte ſie Gäſte des Hotels grüßen; darüber aus Gründen, die ihr ſelber nicht klar wurden, enttäuſcht, wandte ſie ſich zur Stadt zurück. Als ſie jedoch das obere Tor durchſchritten hatte, ging ſie nicht die Bürgergaſſe hinauf dem Hotel zu, ſondern führte eine beſtimmte Wendung nach rechts aus; dort lief der Mauer entlang unter den Schützengräben hin ein Gäßchen direkt dem Aſyl zu, das ihre Nebenbuhlerin kommandierte, das ſpöttiſche und ſelbſtherrliche und doch, Gott wußte es, auch nicht mehr ſo blutjunge Mädchen Verena Helf. Das mochte ſich aber alles verhalten, wie es wollte, ſo war jedenfalls Joſephine nun entſchloſſen, es mit der ſtolzen Jungfer perſönlich aufzunehmen.

Mit etwas langen, weichen und überflüſſigen Reichtumsſchritten ging ſie neben den baufälligen Armutshäuschen hin und empfand ihre gut gekleidete und genährte Mädchenſchaft als ein Verdienſt ihres perſönlichen Wohlverhaltens, denn inzwiſchen war ſie zur Überzeugung durchgedrungen, daß man ihr reichlich ſoviel ſchuldete, und dies und das obendrein, was ſie noch nicht beſaß. Grund zu Dank und Erkenntlichkeit vermochte ſie ſchon nirgends mehr oder dann nur ganz fern und verſchwindend am Horizont zu erblicken. Für die Leute, die hier in der feuchten Dunkelheit hauſten und den Abfall aus den Hotels aßen, empfand ſie ein zwar unbeſtreitbares, aber durch Abneigung doch ziemlich neutraliſiertes Mitleid.

Weil hier keine Sonne ſchien, trug ſie den Sonnenſchirm hinter ſich aufgeſpannt mit dem Stock auf der Schulter. Ihr rotes Kleid leuchtete mit dumpfer Glut aus den kleinen Scheiben der Armenhäuſer zurück. Über den Schützengängen in der durchſonnten Luft, die dort oben wehte, flatterten farbige Tauben und ſchoſſen Schwalben ab und zu, die ihre Neſter in den ſchwebenden, altersſchwachen Holzbauten hatten. Die Volksgeſundheit verlangte eigentlich den Abbruch der Mauer und der übelriechenden Armenhäuslerei oder wenigſtens den Durchbruch einer breiten Straße; aber die Nationalökonomie forderte die Erhaltung der Sehenswürdigkeit.

Als Joſephine das alte, nicht ſchlecht gehaltene Haus erblickte, in dem ihre Rivalin wirtſchaftete, verwandelte ſich ihre Trauer in eine ziemlich wache, ungewohnte Spannung, die ſie verwundert erlitt. Etwas ungehalten und leiſe widerwillig näherte ſie ſich der Haustür, über welcher ihr das verblaßte Bruſtbild eines ziemlich gut gemalten Chriſtus mit ernſter Frage entgegenſah. Nach einem letzten Zaudern ſetzte ſie einen ihrer länglichen Damenfüße auf die ausgetretene unterſte Steinſtufe, zog gewohnheitsgemäß das Kleid etwas hoch, ſo daß ihr ſchwarzer, weichglänzender Schnürſtiefel ſichtbar wurde, und ſchloß ſeitwärts vor ſich herunter den Sonnenſchirm; die Falten ſanken mit leiſem Rauſchen übereinander. Endlich ſtieg ſie die drei Stufen hinauf, trat in den Hausgang und hob die dunklen Augen, um ſich umzuſehen.

Der Hausgang war leer. Rechts bemerkte Joſephine

eine Tür mit der Aufschrift: „Besuchszimmer“, darüber in altdeutschen Lettern den Spruch: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, und nebendran die Hausglocke. Links führte eine Treppe ins obere Stockwerk. Josephine war im Zweifel, nach welcher Richtung sie sich wenden oder ob sie überhaupt eine dritte nehmen müsse, und indem sie sich, etwas verdrießlich über die Aussicht, Lärm machen zu sollen, nach einem Menschen umsah, den sie geräuschlos fragen oder in Bewegung setzen konnte, fiel ihr Blick auf eine Putzbank, die mit metallenem Gerät beladen in der Nähe der Hintertür im dortigen Licht verlassen stand. Das große Mädchen, das vielleicht im Hof jemand zu finden hoffte, näherte sich langsam und mit wachsendem Widerstreben dieser Tür und konnte dabei nicht vermeiden, Einblick zu nehmen in die Versammlung von Schüsseln, Kannen, Tellern, Kerzenhaltern und andern zinnernen, kupfernen und messingenen Geschirren, die da trübe auf den Putzlappen wartete. Es lagen sehr hübsche alte Stücke dazwischen, wie Josephine trotz aller Abneigung zugeben mußte, und sie kannte sie von ihrem früheren freundschaftlichen Umgang mit Verena als deren persönlichen Besitz. Unter anderm entdeckte sie einen zierlichen, spannhohen Dreiarmleuchter aus Silber, ein feines Gesellen- oder gar Meisterstück, das offenbar schon weitläufige Reisen durch Zeiten und Länder gemacht hatte und bei der Fluktualität alles Irdischen sich auch auf die gegenwärtige Unterkunft nicht dauernd verlassen konnte, obwohl Verena, der auch dies Werkchen gehörte, ihr Eigentum sonst festzuhalten verstand.

Josephine betrachtete den Gegenstand mit einer halb respektvollen Miene, weil er ein wertgehaltenes Muttererbstück war, und einer halb verächtlichen, weil er nach ihrem Wissen einem armen Frauenzimmer gehörte. Als praktische Natur blieb sie aber nicht bei diesen theoretischen Betrachtungen stehen, sondern das freundliche Gefälle ihres Lebens, das immer und überall die Bequemlichkeit im Geschehen fand, verhalf ihr zu einer Idee. Unversehens löste sich ihre feindlich gespannte Haltung, und sie hob das Gesicht mit einem so weisen und erbaulichen Aufblick, daß es davon geradezu heller zu werden schien. Sie horchte. Im Garten hinter dem Haus sprachen die gedämpften Stimmen der Greise; zu sehen war niemand. Auf einem Bretterzaun neben dem Holzstoß sang ein Rotkehlchen. Die Luft roch nach warmem Kienholz. Als Josephine diese drei Wahrnehmungen gemacht hatte, reckte sie beruhigt die Hand aus und hob den hübschen Leuchter aus seiner profanen Gesellschaft. Sie überzeugte sich noch einmal, daß sie es mit wirklichem Silber zu tun hatte, las befriedigt den Stempel im Fuß: „Basel 1723 zu Gotts Ehr", und fühlte erfreut das echte, edle Gewicht, mit dem der Leuchter auf ihre Hand drückte.

Diese Sache, stellte sie sich vor, war nun höchst einfach. Sie brauchte nicht einmal mehr mit dem eingebildeten Weibsbild zu zanken, sondern mit dem hübschen Pfandobjekt im Besitz konnte sie ganz gemächlich den Krieg um ihr Medaillon aus der Ferne eröffnen. Sie warf einen gleichsam verkündenden letzten Blick ins Treppenhaus und kehrte sich mit

ihrer Beute unbehelligt dem Ausgang zu. In ihrer gewöhnlichen Haltung trat ſie auf die Gaſſe hinaus, ſchlug draußen das Blutbad ihres Sonnenſchirmes auf und nahm fortan entſchieden Richtung auf das Hotel zum Alten Schweizer. Leuchter und Schirmgriff umfaßte ſie mit derſelben Hand; ihre langen, geſchmeidigen Finger erlaubten ihr das. Mit der andern raffte ſie ihr Kleid über dem naſſen Pflaſter; während ſie drinnen Machtmittel erworben hatte, war draußen der Sprengwagen vorbeigegangen. Daß ſie mit irgendeiner Verordnung oder einem Geſetz der alten oder neuen Welt in Konflikt gekommen ſei, fiel ihr nicht ein; ſie empfand nichts als ein gut zu habendes Vergnügen und eine angenehme Wärme in der Magengegend, die ſie veranlaßte, ſich auf das Mittageſſen zu freuen.

8.

Joſephine kam mit ihrem Raub unbeſchrieen nach Hauſe. Das Marktvolk war auf der andern Seite des Platzes zuſammengelaufen, wo ſich in der Feſtvorfreude zwei Fuhrwerke ineinander verhangen hatten und wo es kernſchweizeriſche Fuhrmannsflüche die Menge zu hören gab; auch der Portier hatte ſeine Naſe zwiſchen dem Auflauf. Sie trat in die Privatwohnung, fand ſie leer und ſtellte den Leuchter im Eßzimmer auf das Büfett, wo er ſofort Hof zu halten begann. Weil ſie nun guter Laune war, mochte ſie ungern, zumal mit einem ſolchen Sieg, allein bleiben, und ſie klingelte dem Zimmermädchen. Inzwiſchen

zog ſie Jacke und Handſchuhe aus und ſetzte den Hut ab. Das Mädchen, ein ſommerſproſſiges friſches Ding, das nur mit Mühe ſein angeborenes Temperament auf den Hotelton brachte, fragte ſie nach dem jungen Herrn; er war ausgegangen. Einen Augenblick beſann ſie ſich. Die Tante war um dieſe Tageszeit für nichts zu haben, der intime Handel jedoch für ein Geſinde zu feinfädig, ſonſt hätte ſie das Mädchen ins Vertrauen ziehen können. Schließlich fand ſie aber, daß es überhaupt keines Vertrauens weiter bedürfe, ſondern ſie dachte klüger zu tun, die begonnene Selbſtergötzung im Konditorgarten hier in anderer Weiſe fortzuſetzen. Daher befahl ſie dem Mädchen, den Burſchen nach dem Schuſter Damian zu ſchicken mit der ſcharfen Anweiſung, ſich nirgends unterwegs aufzuhalten.

Den Schuſter hatte indeſſen der Zorn über Hans Carbiner die eine und andere Straße entlang und dann die Sorge um ſein Riemenleder plötzlich nach Hauſe getrieben, wo er nun ernſtlich um ein ſicheres Verſteck für das entwendete Gut tätig war. Aber was er ſich auch ausdachte, nichts war ſo außerordentlich, daß es ſich mit der einfachen Tatſache des Raubes an Befriedigung meſſen konnte; es ſchien, daß mit jener Unternehmung die blendenden Momente erſchöpft ſeien; was nachkam, war Mühe, Verdruß und Alltäglichkeit. Er, der bei ſchönem Wetter am liebſten auf der Gaſſe arbeitete, um ja keine Neuigkeit zu verpaſſen, die draußen geſchah, hatte die Fenſter dicht verhängt, damit keiner hereingucken und ſpionieren konnte. Auch

die Tür war feſt verriegelt, und ſo ſaß er unordentlich und verwirrt inmitten ſeiner unordentlichen und verwirrten Junggeſellenſtube auf dem Dreibein und brütete grämlich vor ſich hin. Wie man auch die Sache betrachten mochte, ſo ſtand ſie ſchlecht für ihn. Er wollte mit der kühnen Tat der Welt ein Beiſpiel von der Freiheit des Menſchen geben; nun ſchien es ſich zeigen zu ſollen, daß ſie ihn eben um die Freiheit gebracht hatte. Solange das Leder im Haus war, ſolange würde das Leder herrſchen; er mußte es hüten, verſtecken, verarbeiten, bemalen, daß man die Ölflecke nicht ſah, und in der Zeit ging der Sommer hin, ein barer Verluſt von hundert ſchönen Tagen für ihn, ungerechnet die ewige Angſt vor Entdeckung und der Polizei.

Es klopfte, und er fuhr auf. Vorläufig wußte er das Leder unter dem Strohſack über den Querbrettern ſeiner Bettſtatt ſo ziemlich geborgen; wenn freilich die Polizei kam und richtige Hausſuchung hielt, ſo rettete ihn auch der Strohſack nicht. Nach dem zweiten Klopfen erhob er ſich und ging öffnen. Draußen ſtand der Burſche vom Alten Schweizer mit dem Beſcheid, Damian ſolle ſofort kommen und dem Fräulein Joſephine jetzt Maß nehmen. Darüber brachte er ſich höchlich auf. „Eſel, verdammter, mußt du mich deshalb im Schlaf ſtören,“ fuhr er den Burſchen an. „Bin ich bloß dazu da, allem Pack Maß zu nehmen? Maß nehmen! Als ob ich ſonſt nichts zu tun hätte! Warum war denn die Ziege nicht vor zwei Stunden zu haben? Jedermann ſchläft aus, bloß der Schuſter ſoll Tag und

Nacht Maß nehmen! Wär ich doch Kaminfeger geworden und gleich im ersten Kamin stecken geblieben!“ Nichtsdestoweniger griff er nach seinem Maßbuch und der Meßrahme, klemmte beides zornmütig unter den Arm und zog mit dem Burschen ab, nachdem er die Haustür sorgfältig hinter sich verschlossen hatte.

Als man am Asyl vorbeikam, war da großer Aufruhr. Die Kantonsgreise füllten hilflos und erregt den Korridor. Sie gehuben sich nicht, als ob ein schönes Mädchen in ihrem Haus gewesen wäre, sondern als ob ihnen der Räuber Schinderhannes nur eben einen vorläufigen Besuch abgestattet hätte, um heute oder morgen bei nachtschlafender Zeit mit seinen Gesellen wiederzukommen. Zwischen ihnen fuhr die alte Magd, der das Unglück passiert war, heulend herum. Sie hatte ein rotes Tuch um den Kopf gebunden, aus dem ein dicknasiges, breitlippiges Schwabengesicht in gedankenloser Auflösung herausstarrte. Bei jedem dritten Schritt verlor sie einen ihrer ausgetretenen Filzpantoffeln; dann verstummte sie, bückte sich, ertastete ihn mit tränenblinden Augen, schlüpfte hinein und fuhr fort zu zetern, sobald sie das Kreuz wieder gerade hatte. Bereits sammelten sich Neugierige vor dem Haus an. Immer wieder rief einer der Greise kläglich nach Verena Helf; aber sie war gleich nach ihrer Heimkunft mit einem Mann weggegangen, der ihren Beistand bei einem häuslichen Unglück angerufen hatte. Das kam ab und zu vor; das Vertrauen der Bedürftigkeit bestellt die wahren Nothelfer; es hat nicht erst einen Heiligen in den Himmel gebracht.

Als der Schuſter erfahren hatte, um was es ſich handelte, zuckte er voll verächtlicher Wut die Schultern und ging weiter; er dachte, jetzt werde man natürlich von zwei Diebſtählen reden, dumm, wie das platte Pack nun einmal war, und keiner werde den Unterſchied zwiſchen einem flotten Handſtreich und einer gemeinen Mauſerei merken. Darüber wußte er nun ſchon Beſcheid: es lohnte ſich nicht, unter dieſer Schafherde eine wirkliche lebendige Unternehmung ins Werk zu ſetzen.

Beim Eintritt in die Carbinerſche Privatwohnung ſah er gleich durch die offene Stubentür das Mädchen Joſephine voller Gnade in der Sofaecke ſitzen, den einen Arm behaglich auf der Polſterlehne und den andern vor ſich ausgeſtreckt auf dem Tiſch mit einem kleinen dreiarmigen Leuchter in der Hand, den ſie betrachtete mit einer Miene und einem Augenſpiel, wie man eben einen wertgehaltenen neuen Beſitz betrachtet. So hatte der Schuſter geſtern Nacht das Riemenleder betrachtet, als er's nach glücklicher Expedition zu Hauſe auf dem Boden ausbreitete. Er warf einen raſchen, verwirrten Blick auf den Leuchter, und ſein Diebsſpürſinn ſagte ihm ſofort, daß es das Stück ſein mußte, um das die Greiſengemeinde ſchrie. Wie es freilich in dieſe Hände gekommen ſein ſollte, das konnte er ſich in der Geſchwindigkeit nicht vorſtellen, aber er dachte: „Was geht's dich an?“ und wandte ſich grämlich blinzelnd dem vorhandenen Geſchäft zu. Joſephine, die ihr Glück leutſelig machte, bemerkte das verfolgte und übernächtige Ausſehen des Schuſters und fragte mäßig

beſorgt nach ſeiner Geſundheit. Als der Schuſter, an Menſchenliebe wenig gewöhnt, etwas verwundert über Magenſchmerzen klagte, hieß ſie ihn am Büfett im Eßzimmer einen Likör trinken, darauf, da das Leiden hartnäckig ſchien, einen Kräuterbittern und ſchließlich ein altes Kirſchwaſſer; ſie beſchrieb ihm die Flaſchen und ſagte ihm, wo ſie ſtanden.

Mit dem Kirſchwaſſer bekannte der Schuſter eine Beſſerung, und das Maßnehmen konnte beginnen. Das Fräulein wünſchte ſeine Stiefel leicht, bequem und hoch, und Damian war in der Lage, auf jeden Wunſch zu dienen. Als die Stiefel angemeſſen waren, bedachte ſich Joſephine, daß ſie trotz allem nicht ganz ſicher ſein konnte, ob die Tante ihr auch die nächſtjährigen Sommerſchuhe bezahlen werde, und beſtellte noch ein Paar gelbe Halbſchuhe. Auch das ging; Damian mußte nur die Sohlen gelb anſtreichen, ſo ſah kein Optiker etwas. Zum Beſchluß, gewiſſermaßen als Gegenſtück zum nachgeſetzten Kirſchwaſſer, verlangte ſie auch noch ein Paar weiße Strandſchuhe, aber hier ſchnappte der Schuſter ab; ſo proper ſei es in ſeiner Werkſtatt nicht, daß er weiße Schuhe machen könne. Er durfte hier die Sohlen weder ſchwarz noch gelb färben, und der Kreide traute er nicht ſo viel Deckfähigkeit zu, um eingefreſſene Ölflecken aus der Welt zu lügen; wenn er aber Riemenleder im Haus hatte, ſo ging er doch nicht hin und kaufte für teures Geld eine Kuhhaut beim Lederhändler. Er wurde ſogar ausfällig und fing an zu krakeelen. Wenn ſich Weibsbilder weiße Schuhe in

den Kopf geſetzt hätten, ſo bildeten ſie ſich auch ein, daß man ſie machen könne. Es ſei merkwürdig, daß ſeit Erſchaffung der Welt die Weiber um die Männer herum ſeien und noch nicht mehr vom Mannsweſen verſtünden. Kurz und gut, er wolle ihr lieber die ganze Beſtellung, an der er doch nichts verdiene, vor die Füße werfen, bevor er ihr auch nur einen halben weißen Schuh mache. Joſephine, die ſchon vorher für den Frieden geweſen war, zog ihren Antrag zurück und redete ſogar zur Güte, aber der Streifſchuß hatte ihm wieder die Galle gedrückt, und er verließ die Wohnung an dieſem Tag zum zweitenmal mißvergnügt. Welchen Verdruß hatte man davon, wenn man ſich einmal zu einem gemeinbürgerlichen Aufſchwung anſchickte und außer acht ließ, daß man ein Gaſt auf Erden war!

Als er wieder zum Aſyl kam, wo der Verluſt ungetröſtet weiter dauerte, ergrimmte er vollends. Es fiel ihm nicht ſchwer, ſich vorzuſtellen, daß man ihm über ſeinen Treibriemen kam und ihn ohne Umſtände ins Loch ſteckte, während das Fräulein ſeine Schuhe bei einem andern Schuſter machen ließ und es ihr, wenn ihr Streich herauskam, in keinem Fall mit demſelben Intereſſe und Tempo an den Kragen ging, wie ihm, dem wenig geachteten, kleinen Schuſter aus der Schützengaſſe. Soviel demokratiſches Bewußtſein war unter der ſtimmfreudigen Landsmannſchaft reichlich in ſeiner Seele zuſammengelaufen, daß ſich davon nun ein gehegter Tümpel betrüben und beunruhigen konnte.

Weil er überliſtiger Müßiggänger nun unter das Strafgeſetz der Geſellſchaft geraten war, weil das Leben zu ſeiner beuteluſtigen Entfaltung, die er ſelber als Verrat an ſeinen freiheitlichen Idealen empfand, nicht ja ſagen wollte und ihn aus dieſen Urſachen der Humor verließ und er rapid an Haltung und Überblick verlor: mit einem Wort, weil er unter die Schelme gegangen war, mußte er für die zu erwartende Zurückſetzung in der Gerechtigkeit augenblicks eine Genugtuung haben. Das große Mädchen ſollte in ſeinem warmen Haſenneſt aufgetrieben werden, und von dem, was dann dabei herauskam, machte er ſein ganzes künftiges Wohlverhalten abhängig. Leiſe fröſtelnd vor Unerbittlichkeit trat er unter den Chriſtus und winkte ſo lange, bis die Schwabenmagd ihn bemerkte und herausfuhr. Übrigens war ſie keine ſchlechte Partie und diente ſchon ſeit zwanzig Jahren im kantonalen Aſyl. Manche Leute waren der Meinung, daß der Schuſter beinahe ebenſolange die Heirat mit ihr überlege, aber das Projekt immer wieder zurückſtelle, weil er ein Gaſt auf Erden ſei. Jetzt kam ſie aus doppelter Urſache voller Erwartung und Aufregung auf ihn los und bemächtigte ſich ſofort wie eines Baumes in der Überſchwemmung ſeiner ungewiſſen Figur, indem ſie ihn augenblicks zum Richter über die Lebendigen und die Toten machte, denn ſein Anſehen hatte bei ihr trotz ſeiner offenkundigen Zaghaftigkeit noch in gar nichts gelitten. Große Neuigkeit erfuhr er nicht von ihr, aber ſie von ihm, wenn auch in ſehr unbeſtimmter Form; aus allem gewohnheitsmäßigen Nebel, den er

immer um ſich verbreitete, ſobald er ſich mit dieſer letzten Hoffnung ſeines fragwürdigen Lebens befaßte, kernte ſich endlich nichts Faßbares heraus als die geheimnisvolle Aufforderung an das alte Mädchen, einen Poliziſten aufzutreiben und mit ihm im Alten Schweizer der Jungfer Joſephine nachzufragen. Das war auch ſchon alles; auf weiteres ließ er ſich durchaus nicht mehr ein. Ohnehin ſehr widerſprechender Empfindungen übervoll, ſah er noch ſeinen Freund Hans Carbiner unter das Volk treten und verlor den letzten Spaß an der Sache. Mitten im ſcheinbar auskunftreichſten Satz brach er ab, ſtieß noch ein Knurren hervor, räuſperte ſich und machte Miene zu gehen. Die Magd, die ſich unter einem Schwall von Fragen von neuem auf ihn warf, ſchüttelte er mit einer verlegenen Art von freundſchaftlicher Unwirſchheit beſtimmt von ſeiner Perſon, und ohne auf ihr Nachgeſchrei zu achten, ſchlug er ſich durch den Kreis der Zuſchauer ſeitwärts hinaus. Einen Moment ſtarrte ſie ihm wortlos nach, dann kam neues Leben in ſie. Mit den Händen fechtend und voll monarchiſtiſcher Rachevorſtellungen und mit dem bedenklichen Anſehen eines ganzen wilden Heeres fuhr ſie nach der andern Richtung davon, um einen Poliziſten aufzutreiben, und die eidgenöſſiſche Greiſenſchule war nun ganz verlaſſen.

9.

Hans hatte die Unruhe um ſeine Angelegenheiten ſowie diejenigen ſeiner Heimat nicht lange bei ſeinem

Kram gelaſſen. Bald nach den Ehrenmännern war auch er wieder aufgebrochen, um draußen zu hören und zu ſehen, ſodann unter Fahnen und Kränzen hindurch — wie er ſich ausdrücklich atteſtierte ganz von ungefähr — in die Nähe des Aſyls geraten und Teilnehmer am dortigen Kummer geworden. Nun ging er ideenreich dem Schuſter nach, den er auch in dieſen Handel verwickelt glaubte, bekam ihn an der Ecke noch zu ſehen, lief aber ſchließlich vor ſeine verſchloſſene Tür, die auf kein Pochen, Rufen und Locken ſich öffnete. Darüber verwundert, wandte er ſich wieder der Stadt zu, in der Erwartung, ſonſtwie einer Weiterentwicklung dieſes dunklen Dramas zu begegnen. In der Hauptſtraße ſah er die Schwäbin mit einem Poliziſten; zu ſeinem Erſtaunen hielten die beiden nicht auf das Aſyl, ſondern direkt auf den Alten Schweizer zu, und Hans ſchlug plötzlich einen kleinen Trab an, um wenn möglich gleichzeitig mit der Expedition das Haus zu betreten.

Das gelang ihm auch. Eben fragte der Poliziſt, ein geſunder, junger Mann in Uniform, den Portier nach Frau Carbiner. Dieſer, als Ordnungsbeamter eines großen und berühmten Hotels, konnte ſeine Würde unmöglich niedriger anſchlagen als die eines gewöhnlichen Stadtpoliziſten, und verlangte Auskunft über den Zweck des Beſuchs; aber der Poliziſt erklärte, er ſei Behörde und brauche ſich nicht fragen zu laſſen. Darauf wollte der Portier die Frau herklingeln, damit nicht die beiden Tiere das vornehme Haus in Verruf brachten; jedoch der Beamte

hatte bereits genug verhandelt und forderte gebieterisch Antwort auf seine Frage. Der Portier schickte einen ratlosen Blick zu Hans, der gerade eintrat; dem gefiel es, in aller Ausführlichkeit das Plakat eines Fremdenzentrums zu studieren, das an der Wand hing. Da ließ der livrierte Haushund der Deputation des Schicksals den Lauf.

Der Polizist stieg mit dem Irrwisch die Treppe hinauf und klingelte an der Privattür; Hans folgte ihnen unauffällig auf dem Fuß. Er folgte ihnen auch in die Wohnung und sah dabei so unschuldig aus, daß der Polizist dachte, der Herr werde etwas mit der Wirtin zu besprechen haben, und ihm mit einer Art von herablassender Höflichkeit den Vortritt ließ, den Hans fast verlegen dankend annahm. Darauf besah Hans die Bilder an der Wand, und der Polizist, dem es in der Stube warm wurde, nahm den Tschako ab; um seinen blonden, kurzgeschorenen Schopf stand vom Druck der Kopfbedeckung ein Kreis wie ein Heiligenschein. Nachher betrachtete Hans den Polizisten ein wenig; der richtete einen ernsthaften Blick auf die Schwabenmagd, schob den Leibriemen höher, zog die grünen Rockschöße hinunter und sah so blühend und eindeutig aus seinem schwarzen, oben mit weißen Glasperlen besetzten Uniformkragen heraus, daß Hans eine starke Regung von Liebe und beinahe Rührung für ihn empfand. Diese treue Figur und ihre nationale Bedeutung kannte er von hundert Unternehmungen, Truppenübungen, Turnfesten, Volksabstimmungen, Schützenfesten, Umzügen, Hochzeiten und Beerdi-

gungen, und er wußte nichts als Gutes davon zu ſagen. „Es macht warm!“ lächelte der junge Mann zutraulich und mit einem Anfall von Schüchternheit, weil er nicht mehr wußte, was er unter dem Blick des Fremden für ein Geſicht machen ſollte; aber als nun gerade Frau Carbiner auftrat, wußte er's wieder, nämlich ein amtliches. Die wohlgemute Frage der Frau: „Nun, was ſoll's, Landjäger?“ war ihm daher zu wenig umſtändlich, und indem er ablehnend auf einen andern Platz trat, forderte er ſie auf, nur den fremden Herrn zuerſt abzufertigen. Erſt als die Frau ihn bedeutete, es ſei ihr wichtiger, daß er mit ſeinem Anhang bald wieder ins Freie komme, ſchoß er los.

„Ja, alſo, da iſt ein gewiſſer Leuchter geſtohlen worden im Aſyl, einer mit drei Armen, ſagt die Magd da. Und die Magd da ſagt, der Schuſter Damian ſagt, der Leuchter iſt hier in Eurer Wohnung zu ſehen; er hat ihn oder einen ſolchen erblickt in der Hand von Eurer Jungfer, die bei Euch wohnt. Ich will den Leuchter und die Jungfer deutlich anſchauen!“

Er paßte mit großer Geiſtesgegenwart auf, was man für ein Geſicht zu ſeinen Eröffnungen machte. Da er einiges Erſtaunen bemerkte, war er erbaut; er meinte, wenn er jemand unter die Augen ſagte: „Du haſt ein Kind umgebracht und am Spieß gebraten!“ und der ſtutzte, ſo konnte man ihn ruhig abführen. Frau Carbiner zuckte es leiſe in den Augenwinkeln, denn im Ehrenpunkt war ſie empfindlich; aber gelaſſen entgegnete ſie, daß entweder der Schuſter wieder betrunken geweſen ſei oder der Landjäger ſich in der

Tür geirrt habe; er möge so freundlich sein, hier keine Leute mit Geschwätz aufzuhalten. Eben wollte sie ihn stehen lassen und ihren Geschäften weiter nachgehen, da öffnete sich die Tür nach dem Eßzimmer, und Josephine selber trat herein; außerdem sahen alle, der Polizist, die Magd, Frau Carbiner und Hans durch die offene Tür auf dem Büfett klar und deutlich einen kleinen dreiarmigen Leuchter im dortigen Licht stehen. Der Irrwisch schrie auf und wollte sich sofort auf den gesuchten Gegenstand stürzen, aber der Polizist kriegte sie am Arm zu fassen, stellte sie hinter sich und heftete sie mit einer behördlichen Bedrohung an den Boden fest. Statt ihrer ging er selber hinüber, hob das feierliche Gerät mit einem ganz unfeierlichen Griff von seinem Standort und begann sofort zu konstatieren.

„Da ist jedenfalls ein dreiarmiger Leuchter." Er überzählte in der Eile die Äste. „Es ist richtig, es sind drei. Woran erkennt man aber, daß es der gestohlene ist, Magd?"

„Am Stempel im Fuß!" schrie und weinte der Irrwisch. „Basel 1723. Zu Gottes Ehr, steht darin!" Zugleich begann sie laut Gott zu loben, daß der Leuchter wieder da war, und den Dieb zu verfluchen, und zwar mit so anschaulichen und überzeugenden Ausdrücken, daß Josephine sie besorgt und auch etwas beleidigt ansah.

Der Landjäger fand es, wie die Magd gesagt hatte. „Zu Gottes Ehr steht zuerst," korrigierte er streng. „Aber sonst stimmt es." Dann rückte er sich in den

Schultern zurecht. „So muß ich unterſuchen, wie er hierher kommt!“ erklärte er gegen die andern gewendet. „Von ſelber ins Haus gelaufen iſt er nicht. Er iſt geſtohlen, aber von wem? Ein Anſehen der Perſon iſt ausgeſchloſſen. Wenn der Betreffende nicht bekennt, ſo muß ich die ganze Familie auf den Polizeipoſten mitnehmen; dort wird demjenigen dasjenige dann ſchon einfallen. Wie heißet Ihr?“ wandte er ſich an Joſephine. „Euch muß ich zuerſt aufſchreiben, denn bei Euch hat man den Leuchter zuerſt geſehen.“

Er zog ein Notizbüchlein aus der Schoßtaſche und machte ſich zum Schreiben bereit. Hans ſah geſpannt nach Joſephine. „Was wird das hübſche Unkraut nun antworten?“ dachte er. Er zweifelte nicht daran, daß ſie den Leuchter entwendet hatte, um Verena einen Streich zu ſpielen und eine Rache zu haben; ihre erlöſte Haltung und die ganze törichte Herrlichkeit ihres großen Geſichtes zeugten deutlich für ihre Urheberſchaft.

„Wie heißet Ihr? Ihr da!“ wiederholte der Landjäger und deutete mit dem Bleiſtift ungeduldig auf ſie. Joſephine errötete beleidigt.

„Ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll, einem anſtändigen Menſchen ſo zu kommen!“ tadelte ſie. „Wenn Ihr nicht höflich ſein könnt in einem guten Haus, ſo wird man Euch zeigen laſſen, wo die Tür iſt!“

„Hoho, nur nicht ſo ſtolz!“ mahnte der Beamte. „Das mit dem Anſtand muß ſich auch zuerſt weiſen. Und auch in guten Häuſern wird manchmal geſtohlen. Wie

heißt die Jungfer, Frau?" wandte er ſich an Frau Carbiner.

Dieſe ſah Ungelegenheiten kommen und wollte mit der Sache nichts zu tun haben. „Fragt ſie ſelber; ſie iſt alt genug, um das zu wiſſen!" ſagte ſie kurz und wandte ſich zum zweitenmal zum Gehen.

Der junge Menſch riß die Augen auf, ſo weit er konnte. Aber mit einem kurzgefaßten Entſchluß lief er zum Tiſch, um den Leuchter abzuſtellen, weil er ihn an der völligen Entfaltung ſeiner amtlichen Furchtbarkeit hinderte; darauf trat er dicht vor die Frau, fuchtelte ihr dringlich mit ſeinem Notizbüchelchen vor der Naſe herum, klopfte mit dem linken Fuß befehleriſch auf den türkiſchen Teppich und ſprach mit großem Nachdruck:

„Im Namen des Geſetzes, Frau, wie heißt die Jungfer oder das Mädchen? Wie alt iſt ſie? Wo iſt ſie geboren? Ehelich oder unehelich? Kriege ich keinen Beſcheid, ſo mache ich einen Vermerk wegen Widerſtand gegen die Staatsgewalt. Alſo los!"

Die ſo Angeredete machte nun ein Geſicht, dem Hans deutlich anmerkte, daß ſie das Spiel ſatt habe; jetzt brauchte es noch ein Wort, ſo warf ſie die ganze Geſellſchaft hinaus ſamt dem Poliziſten, dafür kannte er ſie. Er regte ſich von ſeinem neutralen Zuſchauerplatz und trat dem Poliziſten näher.

„Sagen Sie, Herr Wachtmeiſter," unterbrach er die Verhandlung: „Werden Sie heute mittag eigentlich auch an dem Feſtzug teilnehmen? Dann müßten Sie

ſich nämlich jetzt bald umkleiden, ſo viel ich das beurteilen kann."

„Ja — jawohl!" brachte der Poliziſt verwundert hervor. „Das heißt, die keinen Dienſt haben. Aber man verkleidet ſich nicht. Die Landjäger gehen in Uniform als Gruppe mit; die ſind ſchon verkleidet. Wir ſind unſer zehn am Zug. Die Briefträger machen es auch ſo; man ſagt, es entſpreche mehr der Würde des Beamten!"

„Das ſcheint mir auch ſo," gab Hans zu. „Aber wenn Sie die Verhandlung weiter auf dieſe Art führen wollen, ſo werden Sie heute abend noch hier ſtehen. Ich kann Ihnen nur ſagen, daß Sie es hier mit den halsſtarrigſten Weibervölkern zu tun haben, die es im ganzen Land gibt. Darf ich Ihnen einen Vorſchlag machen?" Die Miene des Beamten erklärte, daß er durfte, und er redete weiter. „Dann gehen Sie einmal auf eine Minute vor die Tür, damit ich mit den Frauen reden kann. Die Magd kann ſich vor die andere Tür ſtellen, damit niemand wegläuft. Ich verſpreche Ihnen, daß alles in Ordnung ſein ſoll, wenn Sie wieder kommen, und dann können Sie auch gleich mit dem Schuldigen abziehen. Iſt Ihnen das recht, Herr Wachtmeiſter?"

„Ja —" machte der junge Menſch: „— dann müßte ich doch auch zuerſt ungefähr wiſſen, wer Sie denn eigentlich ſind. Aufgefallen ſind Sie mir nämlich ſchon lange."

„Sehr ſchmeichelhaft," quittierte Hans. „Ich bin ein

guter Freund der Familie und komme geradenwegs von Ägypten."

„Aha!" machte der Landjäger achtungsvoll. „Das ist aller Ehren wert. Dann werde ich also vor diese Tür hinaus stehen, und du da stehst vor die andere. Nicht aus Mißtrauen," wandte er sich beruhigend an Hans, „sondern nur damit das Mensch auch draußen ist."

„O, wir mißtrauen Ihnen gar nicht, Herr Wachtmeister!"

„Das wollte ich noch sagen," bemerkte der Polizist, von Carbiners Höflichkeit nun vollkommen aufgelöst: „Ich bin kein Wachtmeister, sondern ein einfacher Polizeisoldat, noch vor kurzem Rekrut gewesen."

„Der Wachtmeister wird schon nicht ausbleiben!" prophezeite Hans freundlich, und der Polizeibursch machte einen unbeholfenen Bückling, wozu er mit den genagelten Schuhen auf dem türkischen Teppich scharrte. Da er den solchermaßen auf ein Häufchen zusammengewischt hatte, so bückte er sich auch noch, um ihn wieder glatt zu ziehen. Dann erhob er sich und fuhr plötzlich die Schwabenmagd an: „Was stehst du noch da und hast Maulaffen feil? Hinaus mit dir!" Als er sich überzeugt hatte, daß sie weg war, ging auch er nach der Tür, aber vorher nahm er den Leuchter an sich.

„So, Cousinchen," sagte darauf Hans, „jetzt wollen wir einmal sehen, was zu tun ist. Hast du vielleicht eine Ahnung, was nun etwa im weiteren werden soll?"

„Ahnung! Was ſoll ich für eine Ahnung haben? Ich möchte nur wiſſen, was das für eine dumme Komödie iſt!“ begehrte Joſephine auf. „Laßt doch uns Mädchen unſere Händel miteinander ausfechten und miſcht euch nicht eher darein, bevor man euch ruft. Immer müſſen ſie ſich wichtig machen. Aber wenn man wirklich etwas von ihnen will, dann gehen ſie freundlich mit unſern Feindinnen ſpazieren und wir müſſen uns doch ſelber helfen. Kümmere dich jetzt gefälligſt um deinen eigenen Kram.“

„Alles gut und ſchön, Joſephinchen,“ erwiderte er. „Ich ſehe, daß du dir ſelber geholfen haſt, fragt ſich nur, wohin. Weißt du, wie eine ſolche Selbſthilfe in der Rechtspraktik heißt?“

„Nein,“ ſagte ſie unintereſſiert.

„Dann kann ich dir's ſagen, vielleicht wird dir die Sache damit etwas unterhaltlicher. Du haſt einen Diebſtahl zu verantworten, ſo gut wie der Witzkopf, der heute nacht den Treibriemen von den Rädern heruntergeſchnitten hat. Was hältſt du nun von der Komödie?“

„Ich? Nichts! Das iſt ja Unſinn! Wieſo denn?“

„Weil es im Strafgeſetzbuch ſteht, Paragraph ſo und ſoviel. Wer fremdes Eigentum entwendet, iſt ein Dieb und wird mit Gefängnis beſtraft. Das iſt ein alter, heiliger Grundſatz, auch in der Eidgenoſſenſchaft. Wenn wir dem Landjäger ſagen, daß du der Entwender biſt, ſo kann dich keine Macht der Welt davor bewahren, mit ihm auf die Wache zu gehen; was dann folgt, iſt ein zwar langweiliges, aber unumgängliches Ge-

richtsverfahren gegen deine ſchöne Perſon, die damit auf einige Zeit aus dem Licht verſchwindet, zum Schaden der Landſchaft, wie ich zugebe, aber doch auch nicht zu deinem Vorteil. Die einzige Rettung iſt jetzt, daß man ſich mit Verena verſtändigt. Sie iſt ein kluger, honetter Menſch und wird uns keine Schwierigkeiten machen, wenn wir ihr nur ein gutes Wort geben. Überlege dir das einmal."

Sie zeigte ein gelangweiltes und hochmütiges Geſicht.

„Das fehlte noch, daß ich ihr einen Kniefall machte, wo doch das ganze Recht auf meiner Seite iſt!"

„So ſoll ich es tun?" fragte Hans.

„Ich werde mich hüten, dich zum zweitenmal zu ihr zu ſchicken. Das erſtemal kamſt du geſchmückt zurück; zum zweitenmal kämſt du möglicherweiſe verlobt. Dieſe Mannsſchliche kennt man jetzt."

Hans ſah ſie ſchuldbewußt lächelnd an. „Was ſoll alſo geſchehen?"

Sie hob mit einem Einfall die Wangen ins Licht. „Du haſt mich heute früh bei der Verena verraten und biſt an der ganzen Geſchichte ſchuld. So geh auch mit dem Poliziſten auf die Wache. Man wird dann ſehen, ob du ein Gentleman biſt."

Dies Argument war ſo einleuchtend, daß ſich ſogar Frau Carbiner in ihrem Stuhl rührte, worein ſie ſich aus Ungeduld geworfen hatte. „Ich glaube, du biſt jetzt ganz und gar verrückt," ſpottete ſie kahl und etwas aufgebracht. „Es hat dich niemand geheißen, den Leuchter zu ſtehlen, Grasaff, verdrehter. Wenn du's ſchon ſo kindiſch angeſtellt haſt, dich an der Verena

zu rächen, so setze dich mit ihr jetzt auch auseinander. Oder sieh zu, wie du dich sonst heraushebst; jedenfalls laß die Familie damit ungeschoren. Dein geöltes Getue geht mir schon lang auf die Nerven; ich möchte nur wissen, worauf du dir so viel einbildest. Eine Königstochter bist du nicht, soviel ich weiß."

Diese unerwarteten Auskünfte kamen dem Mädchen über den Kopf wie ein Schloßenregen; aber da es ihr an der Klugheit fehlte, sich während eines unabwendbaren Naturereignisses still zu halten, um ihre Meinung später mitzuteilen, wenn sie vor Einschlägen sicher war, fing sie wie ein erschreckter Köter plötzlich ganz planlos an zu belfern und heraus zu geben: „Ach so! Das ist die Meinung! Es ist scheint's darauf angelegt, daß ich nicht zu üppig werde. Vielleicht will man den Herrn Hausſohn vor Übereiltheiten bewahren. Es ist einem ja merkwürdig daran gelegen, daß ich mich vor der Helf demütige. Aber nun gerade nicht. Und es hat keine Mutter darein zu reden, wenn ihr Sohn etwas für mich tun will. Hans ist volljährig, soviel mir bekannt ist. Wenn ich auch arm bin und meine Mutter keinen Hotelier geheiratet hat, so brauche ich doch nicht die Schuhe an mir abputzen zu lassen."

„Bist du jetzt fertig?" erkundigte sich die Tante. „Zeit dazu wär's. Du weißt, daß es bei mir immer einen Moment gibt, wo die Maulschellen nicht mehr ruhig sitzen wollen. Du hast dich in diesem Haus ja wirklich unentbehrlich gemacht. Es ist ein Vergnügen, dich überall mit angreifen zu sehen, und du kannst

dir ſchon etwas herausnehmen gegen mich. Noch einen Schritt ſo weiter in der Tüchtigkeit, und wir müſſen uns ſchlüſſig werden, wer den Platz räumt."

„So geht das immer, wenn ſich Verwandte über einen erbarmen," verſetzte Joſephine bitter und zornig. „Das ſagen alle. Lieber am Rand des Nordpols, als im weichen Bett bei Verwandten. Ich konnte mir ja denken, daß das einmal kommen würde. Schinde dich, ſei Tag und Nacht zur Stelle, iß nur halb und ſchlafe nur viertels, zieh dich an wie eine Magd: es gilt nicht, wenn du verwandt biſt. Jetzt ſoll ich auch noch ins Gefängnis geſtoßen werden! O, wenn einem Kind die Mutter ſtirbt, ſo wäre ihm am beſten, es würde mit ihr begraben, denn es hat nicht viel Gutes mehr zu erwarten. Schön, ich werde immer Leute finden, die mich zu ſchätzen wiſſen. Ich brauche nur Ja zu ſagen, ſo bin ich die Gattin eines angeſehenen Staatsbeamten. Mir kann's nur noch beſſer gehen, nicht mehr ſchlechter."

„Dann kann ich dir nur raten, mit dem angeſehenen Staatsbeamten bald Ernſt zu machen," verſetzte die Frau. „Du mußt nämlich wiſſen," erklärte ſie ihrem Sohn, „daß ſie bei einem Eiſenbahner Ausſichten hat wie nicht bald ein Mädchen. Er iſt ein Idealiſt und will übers Geld wegſehen; das kommt bei uns nicht oft vor. Dafür, meint ſie, ſei ich obligiert, ihnen im Berner Oberland eine Penſion oder ein kleines Hotel einzurichten, aber eher werde ich mir eine Zelle im Irrenhaus einrichten. Die Bundesbahn kommt weit im Land herum; ſucht euch eine Alte, die ſo dumm iſt,

wie ihr ſie braucht. Zwei ſolche Taugenichtſe kommen ja ſo bald nicht wieder zuſammen; aber wenn dem Gackerich das Huhn recht iſt, was geht's mich an. Laßt nur mich aus dem Spiel, ſage ich euch."

„Ach, du meinſt wohl, wer kein Hotel hat, der iſt ein Taugenichts?" replizierte Joſephine. „Nun, ich laſſe mir ſagen, daß es auch eine Zeit gab, wo du nichts hatteſt, und da warſt du nicht ſo dagegen, daß ein ehrenwerter Herr eine Habenichtſin heiratete. Und damit du's nur weißt, Hans: der Eiſenbahner iſt ein ſehr talentierter und überall geſchätzter Mann. In ſechs Vereinen ſitzt er und in jedem hat er eine Vertrauensſtellung. Und was die Taugenichtſe angeht, ſo kannſt du ſelber urteilen, wenn du heute mittag ſiehſt, was aufgeführt wird. Das hat er alles ſelber ausgedacht von A bis Z. Solch ein Taugenichts iſt das. Und an mir wirſt du ſehen, wenn ich erſcheine, daß ich nicht nötig habe, mich vor alten Weibern zu ducken; ich kann dies und das vorſtellen, und es iſt mir nicht bald etwas zu ſchwer, wenn ich nur will. Aber dazu muß man Witz haben. Ich hätte ihn ſchon lange genommen, wenn ich vergeſſen könnte, was zwiſchen mir und gewiſſen andern Männern ſchwebt; du weißt, was ich meine. Und du wirſt ſchon ſehen, wie deine Ermahnungen zum Idealismus in mir gefruchtet haben. Man unterdrückt mich hier, und ein großes Frauenzimmer kann ſich in dieſem Land überhaupt nicht entfalten. Aber heute mittag wird mich alle Welt kennen lernen. Ich bin nur froh, daß du gerade dazu kommſt

und es mit erlebst, so kannst du mir gleich das Zeugnis ausstellen. So ist das."

„Nun, wenn's ein Genieſtreich ist wie der mit dem Leuchter," warf die Tante ein, „so wird niemand mehr daran zweifeln, daß sich hier wirklich ein großes Frauenzimmer entfaltet. Was ist jetzt überhaupt mit der Liebe? Wann habt ihr die Hochzeit beschlossen?"

„Über dich werde ich ja dem Hans noch ganz besondere Mitteilungen machen," kündigte das Mädchen erbost und klagend an. „Eine solche liebe, freundliche und freigiebige Tante gibt's sobald auch nicht wieder. Ich dachte immer, sie müsse es wenigstens dir zuliebe tun, Hans, daß sie mich anständig behandelt, schon aus Achtung vor dir, aber sie fühlt sich über alle erhaben in ihrem Hochmut; sie glaubt, sie ist die Gescheiteste im Land, weil sie an nichts Anteil nimmt. Was sie zum Festzug gegeben hat, das ist eine Kinderei für ein so großes Hotel, geradezu zum Schämen, wenn man Angehörige und Mitwirkende ist. Ich sage dir, Hans, nichts weißt du. Es ist Zeit, daß du zurückgekommen bist, um zum Rechten zu sehen."

Hans war es bei diesen Eröffnungen schon eine Weile nicht mehr wohl gewesen. Als daher Josephine eine notgedrungene Atempause machte, wartete er nicht ab, was sie noch dazuzusetzen oder die Mutter auf das Bisherige zu erwidern habe, sondern zeigte durch eine summarische Bewegung an, daß er jetzt wieder reden wolle. Er tat es auch sofort.

„Nun, Josephine, will ich dir auch etwas sagen," er-

klärte er mit einem gewiſſen Ton verwandtſchaftlicher Feſtigkeit, der immer Aufmerkſamkeit findet. „Ich habe Kaffernweiber und Buſchjungfrauen reden hören, aber keine ſo blödſinnig wie dich, Gott erbarm's mit deinem armen Verſtand. Halte jetzt gefälligſt den Mund, wenn du's noch ein bißchen gut mit dir meinſt. Und für dich, Mutter, lag eigentlich auch kein Grund vor, über das Mädchen herzufallen. Da hat ſie ſchon recht: wenn ich etwas für ſie tun will, ſo iſt's meine Sache. Du hätteſt klug daran getan, ſtill zu ſein; jetzt haſt du uns ſtörriſch gemacht. Joſephine wird unter keinen Umſtänden zur Verena gehen; nachdem du ſie beleidigt haſt, muß ich ihre Empfindlichkeit reſpektieren und kann dort auch nichts unternehmen. Und obendrein verlangt es meine eigene Empfindlichkeit, daß ich jedenfalls jetzt mit dem Poliziſten gehe und ſehe, was ſonſt zu tun iſt. Denn daß das Mädchen nicht wegen einer Dummheit ins Gefängnis darf, iſt uns beiden ja trotz allem ſelbſtverſtändlich. Alſo laßt jetzt die unnötige Strapazierung der verwandtſchaftlichen Liebe und zeigt, daß man auch einmal viel Champagner getrunken haben kann, ohne am Tag darauf im Streit zu liegen."

„Du kannſt natürlich tun, was du willſt," erwiderte die Mutter noch etwas mürriſch, jedoch mit einem heimlichen Wohlgefallen an der gehörten Predigt. „Aber bilde dir nicht ein, daß du den Edelmut bis zur Raſerei treiben mußt, oder daß ich dich irgendwo beſuchen komme, wo es mir in meinem Teil nicht gefällt. Und denke auch daran, daß ich dich ſchon

viele Dummheiten machen ſah und über eine neue nicht zu ſehr verwundert ſein werde."

„Ich denke an alles Mögliche," ſagte Hans, ebenfalls innerlich erbaut. „Zunächſt wird es nötig ſein, endlich den guten Mann wieder herein zu laſſen. Mehr Zeit gewinnen hieße Zeit verlieren." Damit ging er zur Tür und rief den Landjäger. Als der ſich jedoch erwartungsvoll mit allen Anzeichen höchſter Achtung und ehrlichſten Vertrauens ihm näherte, fand Hans nicht ſo raſch das richtige Wort für die delikate Situation und den Mut, das redliche Herz zu enttäuſchen, und es gab eine kleine, verwunderte Stille. Da rettete Joſephine die ganze Abmachung, indem ſie einen ernſthaften Prieſterinnenvorſchritt tat und mit gemeſſener Strenge ſagte:

„Nehmen Sie dieſen Herrn mit, Landjäger!"

10.

Sobald Hans einen Fuß über die Schwelle des Hotels ſetzte, war ihm alles gegenwärtig, was ihn unruhig machte und bedrängte. Er ſah die Fahnen und Kränze, ſpürte die mit Selbſtzufriedenheit geladene Atmoſphäre, empfand auf ſeinem ſeeliſchen Auge das dünne, ausgelaugte moraliſche Licht, in dem dieſe Generation lebte und mit Schmetterlingsnetzen um ſich focht, und umfaßte mit einem verſtehenden Blick die ganze Verſammlung von hungrigen Nichtstuern, die da vor dem Hotel zuſammengelaufen war, um das ſtadtbekannte ſchöne Mädchen auf ſeinem Gang zum Poliziepoſten zu begleiten. „In Rom," dachte er, „gab man

dem betrogenen Volk Schauſpiele, um es zu unterhalten. Das war die Monarchie. In der Demokratie gibt man ſich die Schauſpiele ſelber. Für Tierkämpfe iſt man zu geſittet; aber wo man ſich etwas wie Defloration verſpricht, iſt man verſtändnisvoll zur Stelle. Dies Volk iſt immer froh, wenn es irgendwo eine Geſchäftheit zum Teufel gehen ſieht; es hofft, daß der Gerichtsgang ihm dann die ſchönen Trümmer in die Hände ſpielt."

Inzwiſchen verwand der Neugierigentroß, der anſtatt des Fräuleins den ſonnenverbrannten Reiſenden mit dem Poliziſten aus dem Hotel treten ſah, ſeine Enttäuſchung nur ſchlecht. Erſt gab es ein erſtauntes Murmeln; dann wurde Gelächter laut, und mit dem erſten unverſchämten Zuruf ging ein ziemliches Hallo an. „Der Mägerling! Der hat den Leuchter geſtohlen? Man ſpielt den Herrn und muß es dazu mauſen! Wenn er's noch verſtanden hätte! Wenn ſich mein Älteſter ſo dumm anſtellte, ſo bekäme er Prügel dazu! Seid ſtill, es iſt der Sohn der Frau Carbiner! Deſto ſchlimmer! Der iſt wohl ein Sammler? Nein, ein Verzettler! Er iſt noch eine Hoſe ſchuldig, und ſeine Mutter will ihm kein Geld mehr geben!" So plötzlich war Hans ſeiner Lebtage noch nicht in einen Platzregen geraten; aber er behielt die Augen offen und das Herz in der Hand. Stark zu denken gab ihm die Bereitwilligkeit eines demokratiſchen Volkes, einem vermeintlichen Angehörigen der beſſeren Stände eins anzuhängen, und er wußte nur zwei Erklärungen dafür: entweder gehörte ſie einer rohen und ungebildeten Raſſe

an, oder jene beſſern Stände hatten es an allen Unternehmungen fehlen laſſen, ſich beim niedern Volk in Verehrung und Liebe zu ſetzen. Wenn er dieſe ſchlechten Witzbolde und guten Schützen betrachtete, ſo war auch nicht ein Geſicht darunter, das nicht von Natur aus eine würdig angelegte und treuherzige Bildung beſaß; diejenigen, die verdorben waren, konnten es nur durch die Laſter eines ereignisloſen perſönlichen und öffentlichen Lebens ſein. Übrigens befanden ſich bereits Koſtümierte unter ſeinen Begleitern, alte Schweizer, gute, glaubhafte Geſtalten, denen der Bruſtharniſch durchaus erfreulich ſtand, und die den Spieß oder die Hellebarde mit bemerkenswerter Bereitſchaft ſchulterten, wenn ihnen ſelber auch nichts davon bewußt war.

Hans ging in der Mitte zwiſchen dem Poliziſten und dem Irrwiſch. Allmählich ſetzte ſich die Mitläuferſchaft zu einem geordneten trüben Kometenſchwanz hinten an, zu dem Hans den unruhig hellen Kern darſtellte. Die Magd trug ihre Pantoffeln in der Hand, um nicht aufgehalten zu werden. Der Landjäger hielt den Leuchter am Schaft mit den ſilbernen Zweigen nach vorn wie eine Miſtgabel in der Fauſt. Der Polizeipoſten lag in der Gegend des Aſyls, und Hans bekam den Gedanken, daß es nichts ſchaden könnte, mit dieſem Handel, von dem ſie ohnehin der dritte Teilhaber war, auch Verena zu begrüßen. Vielleicht hatte ſie ſogar einen Anſpruch darauf, und jedenfalls war er neugierig, wie ſie mit ihren geſcheiten Augen in die noch ſehr verwickelte Sachlage hinein gucken werde. Er

ſagte alſo zum Landjäger, es werde gut ſein, auch die Wirtſchafterin des Aſyls zu hören, und außerdem bitte er für ſich, ein paar Worte mit ihr ſprechen zu dürfen; der Herr Wachtmeiſter könne dabeiſtehen. Das ſchien dem braven Mann nicht gefährlich. Kaum hatte die Schwabenmagd Wind von der beabſichtigten Zwiſchenlandung, ſo nahm ſie, die bisher dem Silberdieb keinen Schritt von der Seite gewichen war, einen überraſchenden Anlauf und rannte in einem leidenſchaftlichen Strich dem Zug an die hundert Meter voraus, um im Aſyl den Beſuch zu melden, fand die Tür verriegelt und hing ſich ſo freudig erſchöpft an die Glocke, daß ihr der Griff in der Hand blieb und das Glöckchen drinnen einen gellenden Aufſchrei tat. Oben ſah ein alter Kopf aus einem Fenſter und fuhr zurück, bevor die Magd zu einem Wort Atem fand. Nach einiger Zeit wurde geöffnet; Verena erſchien in der Tür, genau ſo anſehnlich, hübſch und klug, wie ſie war, und hinter ihr kam es wackelnd, disputierend und weißköpfig den Hausgang vor und die Treppe herunter gewimmelt; alle Kantonsgreiſe hatten ſich auf den Weg gemacht, um den Leuchter wieder zu empfangen und den Dieb zu bewundern.

Das war der andere Kometenzug. Die beiden Spitzen blieben vorläufig äugend und prüfend auf fünf Schritt Diſtanz voreinander ſtehen und fühlten ſich ihre Dichtigkeit ab. Aber bevor noch ein vernünftiges Wort geredet werden konnte, kam die Magd wieder zu Atem und verwandte ihn ſofort zu einem großen, mißtönigen Triumph- und Anklagegeſchrei, in welchem einzelne

Fetzen Mitteilung vom Schuſter und dem Fräulein und dem wirklichen Dieb gerade ſo deutlich herumſchwirrten, daß Verena ſich ein ungefähres Bild zu machen und ihre Maßnahmen vorzubereiten vermochte. Länger ließ ſie das Laſter auch nicht am Wort. Sie beſaß von ihren Vormüttern her die ſchöne Gabe, einem Menſchen mit wenig Lärm das Reden zu verleiden. „Schweig!“ fuhr ſie den Irrwiſch an. „Wer hat dich alte Gans geheißen zu den Landjägern laufen? Wenn ihr aus Nichtsnutzigkeit einen Lärm angerichtet habt und nicht mehr weiter wißt, ſo muß immer die Polizei her! Zieh deine Schuhe an und pack dich an die Putzbank!“ Das fanatiſche Huhn erblaßte in alle Tiefen. Sie duckte ſich verſchüchtert und halb entſeelt, legte die Pantoffeln auf den Boden, fuhr hinein und ſchlurfte eilend an Verena vorbei ins Haus. Aus dem Kreis der Zuſchauer ertönte ein beifälliges Gemurmel. Darauf machte ſie ſich an den Landjäger; Hans überſah ſie zurzeit noch gefliſſentlich, weil ſie nicht wußte, wie tief er ſich in den Handel eingelaſſen hatte. Seit wann das hierorts Mode ſei, auf das Kriegsgeſchrei eines idiotiſchen Weibsbilds hin ſich als Polizei in Aktion zu ſtürzen und die Stadt in Alarm zu bringen? Warum man nicht zuerſt eine Herrſchaft frage, wie ſich das verhalte mit einem verlorenen Gegenſtand? Man möge ſich gefälligſt vor Augen halten, daß es hier keinen Kläger gebe und man alſo leichtfertig und ſehr voreilig gehandelt habe. Sie könne ſich nicht denken, daß die Behörde beſonders erbaut ſein werde über den Fall.

Jetzt war die Reihe, zu erſchrecken, an dem jungen Landjäger. Das Beifallsgemurmel um ihn herum nahm zu in dem Maß, wie das reſolute hübſche Weibsbild gefiel; aber den Landjäger hatte ſein trauriger Beruf noch nicht ſo verdorben, daß ihm an der Geltung bei ſeinen Mitbürgern nichts mehr lag. So und ſo ſei die Sache an ihn gekommen, und er habe natürlich gedacht, daß die Herrſchaft dahinter ſtecke. Aber auch wenn nicht, ſo müſſe er ſagen, daß die Aufregung bei ſeinem Erſcheinen im Hotel verdächtig groß geweſen ſei, und man ſich ſogar gezankt habe. Es brauche nur ein Wort von dem Fräulein Helf, ſo bekomme er den nötigen Kläger zum Arreſtanten und könne mit dem Herrn weitergehen.

„Hat denn jemand irgend etwas geſtanden?“ fragte Verena im Ton der Verwunderung.

„Das gerade nicht eben eigentlich beſonders ausdrücklich,“ bekannte der Poliziſt. „Aber der Herr iſt doch mitgegangen, ſo wird er auch wiſſen, warum. Alſo das Fräulein wird klagbar?“

„Nein. Macht Eure Naſeweisheit mit Euch ſelber aus; ich habe nichts zu klagen!“ erwiderte hochmütig das Mädchen, nun völlig ſicher geworden und indem ſie auch den letzten Reſpekt vor der vorhandenen Uniform aufgab. Dann richtete ſie den Blick auf Hans.

Aus dieſer Abfertigung zog aber niemand ſo viel Glück, wie das zuhörende Volk. War es ihm vorhin mißlungen, einer Deflorierung beizuwohnen, ſo war man ebenſo gern Zeuge dieſer weiblichen Entfaltung,

und ſchien andrerſeits ſogar der Weltreiſende der weitern Beleuchtung durch die Volkspädagogik entrückt, ſo ſah man mit Vergnügen, daß nun dem obrigkeitlichen Anſehen etwas am Zeug geflickt wurde. Der Sinn für Freiheitsdemonſtrationen war in jenen Tälern noch nicht erloſchen; aber die größte Befriedigung ſchien man durch dieſen Trieb dann zu empfinden, wenn andere ſich damit bemühten und man den Zuſchauer und Richter ſpielen konnte. Der arme Landjäger fiel in der Volksmeinung ſo raſch durch, daß er nicht einmal merkte, wie es zuging. Er hörte nur ein wohlgefälliges Gelächter um ſich herum und bemerkte vergnügte Geſichter, wo er hinſah. Erſt als irgend jemand aus dem Hintergrund rief: „Jetzt geht wieder eine Landjägerproviſion zum Teufel!“ erkannte er die Ernſthaftigkeit der Vorgänge. Er verließ zwar ſofort ſeinen Arreſtanten, um mit drei oder vier langen Schritten mitten unter das beluſtigte Publikum zu treten. „Wer hat das geſagt?“ fragte er erregt. „Der ſoll ſich augenblicklich melden; das iſt Beamtenbeleidigung!“ Er ſchaffte damit aber nichts als eine Steigerung der Heiterkeit und für ſich eine Vermehrung der Urſachen zu Scham und Ärger. Ein anderer rief: „Es war ein Schwabe der Ausſprache nach!“ und eröffnete damit eine genußreiche Serie neuer Witze und Anzüglichkeiten, die aber, er mochte ſich drehen und wenden wie er wollte, immer hinter ſeinem Rücken aufſtiegen, ſo daß er nie einen Demonſtranten vors Geſicht bekam, ſondern nur ſtumm lachendes Vergnügen oder jene verſchlagene Ernſt-

haftigkeit des geſetzten Bürgers, die wie nichts geeignet iſt, die fehlbare Verwirrung eines jungen Menſchen zu ſteigern, bis ſie vor ſeinen eigenen Augen als Kapitaldummheit und nie mehr gutzumachender Charakterſchaden daſteht.

In der Zeit nahm Verena die Gelegenheit wahr, ſich mit Hans zu verſtändigen.

„Was iſt geſchehen?“ fragte ſie raſch, indem ſie ihm zwei Schritte entgegenkam.

„Weißt du's nicht? Es ſcheint, daß Joſephine dir den Leuchter entwendet hat, um ihn als Repreſſalie gegen dich zu gebrauchen,“ erwiderte er hinter dem Buſch haltend.

„Und du?“

„Ich ging vorläufig mit dem Poliziſten.“ Er ließ ſie nicht aus dem Auge, weil er ihrem Frieden mißtraute. Das bemerkte ſie und vermutete Unrat.

„Wenn das geſchah, um mit mir zu reden, ſo darf ich's loben,“ ſagte ſie umſichtig.

„Und wenn nicht?“

„Dann nicht. Ich bin jung und kann einige Jahre an unſern Vertrag hängen.“

Er ſchnappte kurz ab. „So hänge! Die Abſicht beſtand nicht; es ſprachen ſogar delikate Gründe dagegen.“

„Das heißt, du warſt auf dem geraden Weg ins Gefängnis oder ins Irrenhaus. Möglicherweiſe machſt du jetzt Anſpruch auf das Medaillon?“

„Du hoffſt, mich aus einer Verwicklung gerettet zu haben?“

„Die in deinem Kopf beſtand. Vielleicht!“

„Und ſo fühlſt du dich als die Überlegene, weil du zufällig die äußern Umſtände beherrſchſt!“ ſpottete er. „Wenn du nur wüßteſt, was für ein negerhafter Singſang aus dir tönt mit dieſer ſtumpfſinnigen ewigen Betonung des Realen. Gut, du klagſt nicht, und es beſtand keine Verwicklung. Aber die Empfindungen, die man dabei gehabt hat, und die Entſchlüſſe, die gefaßt worden ſind, ſind trotzdem gehabt und gefaßt. Ich war bereit, es auf alles ankommen zu laſſen, um einem anſtändigen Mädchen unverdiente Schande zu erſparen.“

„Die verdiente Lektion für eine Albernheit!“ warf Verena ein.

„Das war keine Albernheit, ſondern eine hübſche, reizende Initiative, deren du freilich nicht fähig wärſt!“ läſterte Hans.

„Dann iſt es ſchade, daß die ſchönen Geſinnungen umſonſt waren,“ lachte Verena, „und noch mehr, daß ſie nur bei deiner Couſine zu Taten wurden. Das Mädchen fängt mir an zu gefallen, und ich will ſie auch nicht mehr tadeln, denn es ſcheint, daß Dummheiten dazu gehören, um dir Anlaß zu Aktionen zu geben.“

„Jetzt ſprichſt du nur, um deine Eiferſucht zu maskieren. In dieſem Punkt biſt du auch nicht geſcheiter als die andern.“

„Möchteſt du denn ſo gern ins Gefängnis?“ fragte ſie aus ihrem Weiberübermut heraus. „Wenn ich nur wüßte, ob die Verantwortung, die ich mit dem Me-

daillon übernommen habe, mich verpflichtet, vielleicht doch klagbar zu werden. Oder biſt du im Grund froh, daß nichts aus dem Paſſionsgang geworden iſt?“

„Wenn ich irgendwo hinwollte, ſo bin ich noch immer hingekommen,“ ſtach Hans tollköpfig auf. „Von deinem bißchen Jungfernhochmut wird man ſich doch nicht bandagieren laſſen.“ Mit zornrotem Kopf wandte er ſich nach dem Poliziſten. „Landjäger!“ rief er. „He, Landjäger. Paßt zum Teufel auf Euren Arreſtanten auf; was habt Ihr hier maulzufechten? Über Euch wird man ja der Behörde Mitteilungen machen; ſo etwas von Ordnungsbeamten iſt mir meiner Lebtage noch nicht vorgekommen! Nicht einmal in Hinterindien! Was los iſt? Da frägt er noch lange herum, was los iſt! Auf den Weg will ich wieder. Meint Ihr, ich will bis zum jüngſten Gericht hier ſtehen?“

Nun wurde auch der Landjäger wütend. „Herrgottsſakrament,“ fluchte er. „Soll ſich denn da ein Menſch auskennen? Bald ſeid Ihr ein Arreſtant und bald ſeid Ihr keiner. Seid Ihr nun eigentlich ein Arreſtant, oder ſeid Ihr ſchon wieder kein Arreſtant?“

„Fragt nicht ſo dumm,“ fuhr ihn Hans an. „Wie kann ich ein Arreſtant ſein, wenn Ihr mich ſtehen laßt und mit dem Volk zankt? Und damit Ihr's nur wißt, ich habe auch den Treibriemen am Hotel Drei Könige genommen. Da wird ſchon keiner auftreten und ſagen, daß die Sache nicht eingeklagt iſt.“

„Nein, wahrhaftig, ſie iſt polizeilich gemeldet heute früh um ſechs Uhr ſchon. Ihr ſeid ja ein Staatsdieb, muß ich ſagen. Ihr habt wahrſcheinlich die Klemmo-

manie. Aber mir ist es egal, was Ihr habt; die Hauptsache ist, daß ich Euch habe. Also, wer behält jetzt recht?" wandte er sich an die Spottmäuler von vorhin, die auch wirklich vor Überraschung teils zugeklappt waren, teils offen stehen geblieben. „Man soll nie über einen Landjäger urteilen, bevor man alles erfahren hat. Das ist ein Hoteldieb, wahrscheinlich sogar ein Hochstapler, denn diese logieren mit Vorliebe in Hotels. Ich habe Euch schon gesagt, daß Ihr mir gleich aufgefallen seid. Da wäret Ihr wohl international? Ich meine, seid Ihr ein internationaler Hochstapler?"

„Ja, ich bin ziemlich international," gestand Hans mit stark vermindertem Grimm. Er empfand wieder die ruhende Kraft dieses gesunden und humoristischen Volkes und fühlte sich an ihr schon etwas getröstet und selber beruhigt. Sein tief erregter Eigensinn gab ihm sogar wieder so viel Gesichtsfeld frei, daß er beinahe unbefangen den Landjäger im neuen Verhältnis betrachten konnte. „Wie gesund er aussieht!" dachte er bewundernd. „Er ist wirklich ein ganz prächtiger Landsmann, auf den ich überall stolz sein könnte!" Er trug auf dem Tschako das Wappen seines Kantons, hübsch in Farben ausgeführt, und darüber in der Luft stand ihm ein rotes Pompom. Schwarzlackierte Bänder liefen rings herum und glänzten in der Sonne. Es sah alles dauerhaft und würdig aus, und Hans fühlte immer tiefer, was von jeher seine Überzeugung gewesen war und ihn aus allen dunkeln Stunden seines patriotischen Daseins wieder herausgezogen hatte: hier

war Kraft, Zuverlaß, Feſtigkeit. Ein Volk aus ſolchen Geſtalten geſchaffen konnte nicht enttäuſchen; man konnte ſich ihm mit ſeinen beſten Gedanken und Trieben anvertrauen, während man ſchon lange ſah, daß ſeine Führer Scharlatane und trübe, mutloſe Selbſtlinge waren. An ſich ſelber dachte er eigentlich ſchon nicht mehr, ſo tief durchdrang er ſich mit dem Gefühl der wirklichen Gegenwart. Dieſe Fähigkeit, ſich ſelbſt zu vergeſſen, war im Guten und im Schlechten ſeine ſtärkſte Seite, und es kam alles darauf an, daß ihm ein dauerhaftes und bedeutendes Geſchäft unter die Hände geriet, in das er ſich fruchtbringend hinein vergeſſen konnte.

Es war aber noch niemand mit der neuen Situation ganz zu Schlag gekommen, als ſich ſchon eine noch neuere anmeldete. Denn plötzlich erblickte Hans in größter Verwunderung den Schuſter Damian, der ſich durch die Leute hindurcharbeitete und offenbar kein anderes Ziel hatte als ſeine Perſon; wenigſtens waren ſeine Augen mit entſchloſſener Begier auf ihn gerichtet, und es konnte ſich bei der bittern Strenge, die um ſeinen Mund lag, um keine oberflächliche Angelegenheit handeln. Er trug eine ganze zerbrochene Welt in ſeinem Geſicht her. Seine einſame Gauklerkerbe im Kinn drückte eine leidvolle Verachtung aus, als wollte er nur gleich ausſpucken und rufen: „Pfui Teufel, meine Seele!“ Aus ſeinen Augen dunkelte ein Abgrund von Lebensüberdruß. Seine Schultern hingen müde und mutlos an ihm herunter, und ſeine Wangen lagen ihm eingefallen an den Backenzähnen, als er

endlich ſein Ziel erreichte, die Mütze vom Kopf nahm und ſich vor dem Poliziſten aufſtellte.

„Was der Herr Carbiner ſagt, das iſt nicht wahr!“ meldete er nun tief verdüſtert. „Glaubt ihm kein Wort; er will ſich nur über uns luſtig machen. Den Riemen habe ich ſelber geſtohlen; da ſoll nicht ſo ein Herr kommen und ſich darein miſchen. Er ſoll ſich dort einmiſchen, wo es für ihn zu tun gibt und er hingehört, er wird ſchon wiſſen wo. Aber dieſe Sache iſt meine Angelegenheit und mein Recht. Ich habe geſtohlen und bin nicht der Kerl dazu geweſen; ſo will ich meine Strafe haben. Das Leben iſt mir verleidet, und das kann nur im Gefängnis wieder gut werden.“

Hans betrachtete verwundert die reich geſegnete Reue und Zerknirſchung des alten Tunichtguts und bekam auf einmal eine Ahnung davon, was es auf ſich hat mit einer wahren innerlichen Erwecktheit; er glaubte ſich im Beſitz eines geiſtigen Laufpaſſes, aber angeſichts dieſer idealen Erhebung kam er ſich vor wie ein ganz profaner Materialiſt, der nach dem Spruch der Bibel von Erde genommen iſt und wieder zu Erde wird, und übrigens außer ſeinem Hunger und ſeinen Sympathien und Antipathien verflucht wenig Geſchichte aufbringt. Das da ſchien ihm wirkliches menſchliches Ereignis, und er empfand einen gelinden Durſt nach dem Gewitter, in dem er den andern mitten inne ſtehen ſah, und eine beſchwingtere Sehnſucht nach den Blitzen und den Donnern, die dem andern jetzt wohl um den Kopf zuckten und krachten. Ganz unvermittelt blickte

er nach Verena hinüber, in der viſionären Erinnerung an irgendeine gute und gehütete Stimmung, die er mit dem tüchtig beherzten Mädchen, er wußte nicht wo, erlebt hatte, und auf einen Moment war er ihr innerlich ſo nah, daß er ſie beinahe bei der Hand faſſen konnte; aber dann begegneten ihm ihre Blicke, in denen noch ihre ganze verpönte Beſſerwiſſerei und Weibereitelkeit neben aller lieben Regung ungeklärt fortdauerte, und weil bei ihr des Teufels Großmutter noch feuerwerkte, ſo war bei ihm auch der Teufel ſelber noch los. Noch einmal von ihrem ſpöttiſch lockenden Blick verführt, ſprang er ab; die Dinge ſtanden immer noch nicht ſo, daß er froh war, von dem Gang zur Polizeiwache entbunden zu ſein.

„Das iſt alles recht und gut," wandte er in die Stille ein, die den Eröffnungen des Schuſters folgte. „Die Sache iſt die, Damian, daß du uns wegen des Leuchters denunziert haſt, und ich meine, daß das von beiden Gemeinheiten, die in Betracht kommen, die größere iſt, denn wir waren deine guten Freunde. So behalte du deine größere Gemeinheit und mache ſie dadurch gut, daß du mir die kleinere läßt; ich muß aus gewiſſen Gründen durchaus mit dieſem Mann gehen. Ich habe nachzudenken, verſtehſt du. Alſo halte mich nicht auf und geh deiner Wege. Gott mit dir, Damian!"

Er glaubte zu ſehen, daß Verena eine enttäuſchte oder betrübte Miene machte, und das gefiel ihm an ſeinem Hakenſprung am beſten. Im übrigen ſpürte auch der Schuſter, daß wenig Trieb mehr dahinter

ſteckte; wenn etwas geeignet war, Damian vollends aus der Faſſung zu bringen, ſo war es der Umſtand, bemerken zu müſſen, daß Hans eine Art Liebesſpiel aus einer Sache machte, die ihm auf Leben und Tod an den Hals ging.

„Hans, du biſt ein verdammter Vexierer immer geweſen,“ fuhr er auf. „Was eine Gemeinheit iſt, davon haſt du am wenigſten eine Ahnung. Ich wollte einmal ſehen, ob das Recht auch für deinesgleichen gilt, und ſehe, daß es nicht gilt; die Vornehmen ſind immer die Witzigeren. Dann ſollen ſie uns aber, verdamm mich Gott, auch unſre Reue nicht verſauen, wenn wir mit unſerm bißchen Grips ſtecken bleiben. Fragt dieſen feinen Herrn, wohin er den Riemen getan hat, und ich will Euch ſagen, wohin ich ihn getan habe. Wo Ihr ihn dann findet, da iſt der Dieb. Und du beſinne dich auf Beſſeres, als aus unſerm Trog zu freſſen; dazu haſt du nicht den Rüſſel, Baumaffe!“

Aber nun kam auch in den Landjäger Leben. Er erwachte und fand, daß ihm die Sache nachgerade zu bunt ſei. Sonſt war er ein geduldiger Menſch und ein möglichſt brauchbarer Beamter; aber man durfte ihn nicht einen ganzen Vormittag lang vexieren. Plötzlich ſetzte er ſich in Gang und lief mit dem Leuchter direkt auf Verena zu.

„Meint Ihr, ich ſei Euer Dienſtmann?“ ſchrie er ſie an. „Da nehmt Euren Herrgottsleuchter, wenn Ihr doch nicht klagbar werden wollt; ich hab ihn jetzt lange genug getragen.“ Er händigte ihr das Gerät ein und fuhr dann ſofort wieder herum. Einen Augen-

blick betrachtete er die beiden Selbſtdenunzianten aus der Ferne, darauf ging er lebhaft auf ſie los, ganz aus Rand und Band vor gerechtem Ärger.

„Jetzt möcht ich den Teufel und Henker wiſſen, wer den Riemen geſtohlen hat und wer ihn nicht geſtohlen hat," ſchimpfte er und verzog ſchmollend den Mund unter dem hübſchen blonden Schnurrbärtchen. „Habt Ihr ihn geſtohlen? Oder habt Ihr ihn geſtohlen? Oder habt ihr ihn alle beide geſtohlen? Oder hat ihn am Ende keiner geſtohlen, wie den Leuchter? Zuzutrauen iſt euch alles! Jawohl, wohin habt Ihr ihn geſteckt, Schuſter? Und wohin habt Ihr ihn geſteckt, Ihr da? Überhaupt, wie heißt Ihr, Ihr da? Mit Euch iſt noch ein Wörtchen zu reden wegen grobem Unfug mit dem Leuchter. So glatt kommt Ihr nämlich nicht davon. Wie heißt Ihr?" Als Beamter brauchte er nicht gehört zu haben, daß der Name ſchon genannt war; er hatte zu notieren, und die Frage gehörte dazu. Schon hielt er ſein Notizbuch wieder in der linken Hand und den Bleiſtift in der rechten, mit der er ungeduldig über einer ganz unbeſchriebenen Seite herumfuchtelte; er machte den Eindruck, als ſchicke er ſich an, überhaupt nur gleich das ganze Sündenregiſter dieſes verdächtigen Menſchen aufzuſetzen. Hans trat ihm voll natürlicher Achtung näher und gab Rede und Antwort.

„Hans Carbiner."

„Aha! Hans Carbiner. Woher?"

„Von hier."

„Von hier. Was ſchafft Ihr?"

„Ich bin —“ Hans ſtockte und vollendete: „Nichts.“

„Ohne Beruf,“ überſetzte der Beamte und erinnerte ſich, daß Leute ohne Beruf mit Achtung behandelt werden mußten. „Habt Ihr den Riemen genommen?“ fragte er höflicher. „Oder habt Ihr ihn nicht genommen?“

„Ich habe ihn natürlich nicht genommen.“

„Hat ihn nicht genommen. Das gibt noch einen groben Unfug. Gut, das wird ſich finden. Ihr ſeid entlaſſen.“ Er ſchob das Büchlein wieder in die Bruſttaſche und wandte ſich in vereinfachten Umſtänden dem Schuſter zu, um ihn abzuführen. Aber Hans hatte noch vorher eine Frage an dieſen, und der Poliziſt ſah ihr ſehr mißtrauiſch entgegen.

„Damian, ich weiß immer noch nicht, warum du uns angezeigt haſt,“ erklärte er dem Freund. „Was habe ich dir zuleid getan?“

„Du mir? Nichts? Wieſo?“ fragte der Schuſter erſchreckt zurück. „Herrgott, ſoll man denn nicht alles probieren, wenn einem der Strick am Hals ſitzt? Ich wußte nicht mehr, was Recht iſt und was nicht. Und wenn das Handabſchlagen drauf geſtanden hätte, Hans!“ beteuerte er. „Aber du, warum wollteſt du den Riemen geſtohlen haben?“

„Weil ich mit einem Mädchen Streit habe. Verſtehſt du das?“ Der Schuſter nickte einſichtig. „Jetzt muß ich mich anders mit ihr auseinanderſetzen; ſie iſt ein verdammter Dickſchädel und will alle Ehre allein haben. Daß du auf deine Tat ſo eiferſüchtig warſt, dachte ich freilich nicht. Es ſah heut nacht nicht danach aus.“

„Weißt du denn etwas davon?“

„Ich hab dir zugesehen!“

Der Schuster wandte sich aufleuchtend an den Landjäger. „Habt Ihr's gehört, Mann? Da ist der Zeuge! Er wird's beschwören. Laßt mir den nicht laufen!“ Und zu Hans sagte er: „Das Mädchen, das wird sich geben. Aber eins, Hans: es will alles verdient sein! Ich hab mir das meine verdient! Geh auch verdienen. Viel Glück auf den Weg!“

Nun war der Landjäger aber begierig, mit seinen Notizen und dem Arrestanten abzufahren, und der Schuster verlangte auch an seinen Ort. Er nickte Hans väterlich wohlwollend zu; der Polizist nahm ihn am Arm und verließ den Platz mit ihm. Auf schwanken Beinen taumelte und schwebte er neben dem Beamten her, und das Volk strudelte ihm brodelnd und besinnungslos nach. Jetzt war er zum Kometenkern aufgerückt; der vorige blieb als eine ausgebrannte Sternschnuppe vor Verenas Füßen liegen.

Die Schaffnerin stand allein in ihrer Haustür, mit dem Leuchter in der Hand und einem Fuß auf der Schwelle, bereit, hinter ihrer Gemeinde her den Schauplatz auch zu verlassen. Mit einem sehr lebendigen und liebenswürdig vertieften Blick, in dem auch nicht mehr ein Schein von Besserwisserei lebte, sagte sie zu ihm:

„Versäume nun den Festzug nicht, Hans, und die Rede des Nationalrats auf dem Markt.“ Damit nickte sie ihm grüßend zu und verschwand in der Haustür, und er behielt von allem Lärm und törichten Aufstand nun doch nichts als den freundlichen Ernst dieser Worte

und den Funken von ſicherer Erwartung, der darüber in ihren geſcheiten Augen aufglomm und der der Würde entſprang, mit der ſie den ernſthaften Teil ſeines Lebens bewachte.

11.

Hans verſtand richtig, daß ihm mit dieſer Mitteilung etwas Beſonderes geſagt ſein ſolle, und fühlte auch, daß er ſich jetzt mit großen und beſtimmten Schritten der Löſung ſeiner perſönlichen Frage näherte; heute konnte es ſich zeigen, inwiefern dies Volk im allertiefſten Sinn in ihm lebte und er im Volk, und ob dies wechſelſeitige Leben eine faß- und brauchbare Geſtalt zu ſchaffen vermochte.

So machte er ſich auf den Weg nach dem Markt. Er hätte können blind und taub und obendrein betrunken ſein und wäre doch hingekommen, denn der Strom der Landleute ſchob ſich wie eine Art von ſommerlichem Eisgang der Neugierde, klappernd und treibend und im Licht eines völkiſch verhaltenen Vergnügens gemäßigt ſchimmernd, vom Tor dem Feſtplatz zu und zog alles mit ſich, was ihm in den Weg kam. All die Bauern und Bäuerlein, denen von ihrem Hof und Land kaum ein Viertel gehörte, die luſtig oder verbiſſen die Jahreszeiten aus der Hand des Juden oder der Hypothekenbank nahmen, wie ſie wurden, im Winter zinſten, was ſie im Sommer einheimſten, und immer wieder ihre Söhne durch reiche Heiraten flott zu machen verſuchten, all die führerloſe eidgenöſſiſche Volkskraft von den Dörfern im

Tal und den Höfen an den Berghängen, gottesfürchtig und freiheitsluſtig, wie ſie war, hatte ſich heute in Halbleinen geſteckt, den weißen Hemdkragen weit herausgezogen, einen Schweizerſtumpen in Brand geſetzt und ſich nach der Stadt aufgemacht, um wieder einmal eine hinlänglich bunte Sache und viel tolles Weſen zu ſehen, Maulaffen feilzuhalten, etliches zu kritiſieren, mehr und beſſer zu eſſen und zu trinken, als man's daheim gewöhnt war, und ſchließlich vom Feſtredner erneut als Eidgenoſſen beſtätigt und von den Städtern als ſolche begrüßt und gelinde ausgebeutet nach Hauſe zu gehen und zu finden, daß es am Ende doch keine Narretei bedeute, ein Brienzer Bürli zu ſein.

Hans fing gleich ein Geſpräch mit ihnen an. Sie gaben gezwungen zu, daß der Sommer nicht ſo übel ſei, aber es habe viel Bremſen, und für die Alp ſei es etwas zu trocken, auch hätten die Kartoffeln nun bald Regen nötig. Es koſte alles viel Arbeit, und die fremden Hände würden immer teurer. Das Zinſen habe ſich auch verſchärft, ſeitdem die Herren ihre Geſchäfte durch die Banken und Advokaten machten; ſie ließen ſich nicht mehr ſehen, und von dieſer Seite ſei durch den modernen Betrieb das Leben jedenfalls nicht bequemer geworden. Mancher möchte ſeine Kinder gern in beſſere Schulen ſchicken, aber da reiche es nirgends hin; ſo gingen ſie eben ins Amerika, weil ſie doch nichts gelernt hätten, um ſich im Land ſonſt durchzubringen. Daß ſo einer einen Hof kaufe, daran ſei bei den Preiſen, die jetzt alles ſchon habe, faſt nicht zu denken; das könne ſich nur einer mit Kapitalien

leiſten, der auch die Zinſen erſchwingen möge. Wenn man nicht jeden Abend ſein bißchen Milch abliefern und dafür etwas Bargeld einziehen könnte, ſo wüßte man ſchon gar nicht, wie man ſich durchbringen ſollte. Ob Hans die Gegend kenne, die noch ſchöner ſei als die in Italien, begehrte ein Witzkopf zu wiſſen. Nun, eben die in den Kapitalien.

„Darum geht ihr heut in die Stadt, um eure Freiheit wieder einmal zu probieren?“ verſetzte Hans.

„Akkurat!“ war die Antwort. Und ein anderer rief: „Wir wollen jetzt überhaupt einmal mit denen in der Stadt tauſchen, daß wir's auch gut bekommen!“

„Die haben noch ganz andere Schulden als ihr!“ ſagte Hans.

„Aber ſie ſitzen im Trocknen, wenn's regnet, und im Schatten, wenn's heiß iſt.“

„Sie ſitzen auch meiſtens auf dem Trocknen.“ Hans brachte mit dem Wort viele zum Lachen. „Und in den Schatten, in den manche von ihnen wegen ihrem zu großen Witz kommen, wollt ihr ja auch nicht!“

„Ja, es iſt heut überall nicht zum Gumpen!“ reſümierte ein Alter. „Es iſt gut, daß es noch Wein und Tabak gibt.“

„Vergiß die Mädchen nicht!“ rief einer in den mittleren Jahren.

„Du vergißt ſie jedenfalls nicht!“ gab der Alte zurück. Man lachte wieder, und damit war man auch auf dem Markt angekommen.

Schon von weitem war Hans am Schweizerbrunnen eine Art von Unordnung aufgefallen, die er ſich, da

ihn die Sonne beſtändig blendete, zunächſt nicht zu deuten vermochte; aber jetzt erkannte er, vom Schatten eines vorſpringenden Giebels aufgenommen, die erhöhte Figur des Feſtredners; bedeutend über alle Köpfe gerückt, jedoch um eine ganze Kindergröße unterhalb des alten Schweizers, probierte dieſer Adjutant des Tages gerade durch leiſes Heben und Senken ſeines mannhaften Gewichtes die Sicherheit des Standortes. Vermittelſt einiger Bretter hatte man den Brunnentrog ebenſo raſch als billig zum Podium umgewandelt; aber um nicht den Eindruck zu erwecken, als ob man geſpart hätte, blühten dem Redner zu Füßen in den Landesfarben ſechs Blumenſtöcke, drei rote Geranien und drei weiße Petunien. Nachdem jener ſich von der Verläßlichkeit der Anſtalt überzeugt hatte, nahm er den Zylinder vom Kopf und richtete den Blick geſammelt und ernſt auf die Menge, in der das Geſchwätz und Gelächter zu verſtummen begann und jene Stimmung von entſchloſſener Einfalt und feierlicher Geduld überhand nahm, die nötig iſt, um ſich von neuem über Dinge zu einigen, über die man ſich ſchon hunderttauſendmal geeinigt hat und die auch nie in Frage ſtanden, ſolange ein Menſch denken kann.

Schon war der Feſtzug wie eine dicke, gebänderte Waſſerſchlange um den Brunnen herum aufgewickelt; mit dem Schwanz hielt er den Brunnentrog umklammert, der Kopf mit der meſſingglänzenden Muſikbande und dem Fahnenſchmuck ſtand nach der Straße herunter. Die Bänder beſtanden der Reihe nach aus dem Ratskollegium mit einigen Regierungsperſonen und

offiziellen Gäſten aus andern Kantonen, einem Trupp wilder Helvetier, denen eine Römerrotte mit Schild und Schwert auf den Ferſen ſaß, einer fränkiſchen Miſſionsbrüderſchaft und einem neuſchweizeriſchen Trommlerkorps, zwölf Mann hoch mit meſſingenen Trommelkeſſeln, über die ein fünfjähriges Kind eben hinweggucken konnte, wenn es ſich auf die Zehen ſtellte. Darauf folgte die ſaliſche Herrſchaft, und die Zähringer traten mit einigen Mannen auf; die Hohenſtaufenzeit mit den erſten Freibriefen wurde von einem Züglein moderner eidgenöſſiſcher Kavallerie eingeführt, Guiden mit ſilbernen Beſchlägen und Ketten am Tſchakko und weißen Wedeln darauf, lauter Söhne aus den umliegenden Bauernhöfen, die ſtolz und nachläſſig blickten und ſich jedenfalls für dieſen Tag mit Geld verſehen wußten. Die Freiheitsbriefe ſelber befanden ſich nicht bei der Waſſerſchlange, ſondern in einem Glashäuschen, das von vier Zwergen oder Gnomen, die Elemente darſtellend, getragen werden ſollte und an der Straßenſeite im Wagenzug bereit ſtand, um, wie die andern fahrbaren Gebäude, nachher beim Abmarſch vom Feſtzug aufgenommen zu werden. Dort in der Wagenburg bemerkte Hans auch eine dunkle Urmenſchenhöhle auf Rädern, vor der ein affenhafter, bösartiger Kunde im Schmuck ſeiner Natur kauerte und mit unentwickeltem Gebärdenſpiel an einem Büffelknochen nagte. Im fortgeſchritteneren Teil der vaterländiſchen Geſchichte breitete ſich über dem Straßenniveau eine liebliche Alpweide aus, mit Alpenroſen und Enzianen beſtanden,

dicht unterhalb einer Eiswand aus Watte und gemahlenem Glas, die darüber wirklich steil aufragte, von einigen Gemsen und Murmeltieren belebt, und heftig beschienen von einer extra großen Blechsonne, die abends illuminiert werden konnte und als Kern ein leuchtendes Schweizerkreuz zeigte. Auf der Alpwiese waren drei weidende Rinder an den Füßen mit Stricken an den Boden gepflockt, damit sie nicht weglaufen konnten; von der Felsfluh schlich ein Eisbär den Fußweg herunter und fletschte unfreundlich die Zähne. Diese ganze komplizierte Einrichtung hatte man mit großer List und Mühe auf Rollfuhrwerke konstruiert, die unter dem Boden der Wiese miteinander verkoppelt waren, je drei in der Breite und Länge; außerdem hatte man, um im Bild zu bleiben, nicht Pferde vorgespannt, sondern sechs ungarische Ochsen, die aus einer Brauerei stammten. Damit aber gar nichts fehlte, war man eben dabei, dem gläubigen Rindvieh, dem weidenden wie dem ziehenden, Wein einzugießen, in der Erwartung, daß es sich dann beim Umzug etwas ungebärdig benehme und den Anschein erwecke, als ob es sich vor dem Eisbären fürchtete. Eben wurden die ungarischen Ochsen präpariert; zwei zwinglianische Pfarrer hielten ihnen die Köpfe hoch, und ein Dominikanermönch hantierte mit der Weinkanne. Im Schatten der Felsfluh lag ein Hirtenknabe und schlief bereits.

Josephine, die in aller Leibesherrlichkeit weißgekleidet darüber auf einem Balkon des Hotels zum Alten Schweizer im ersten Stockwerk schwebte, ließ

es ſich nicht nehmen, mit eigenen Händen Roſen und Tulpen über das Ganze herabzuſtreuen.

Das war nun das Werk des Stadtwitzes, und aus der Art der Anſtalten erkannte Hans die große Übung, über die die klugen Bürger für ſolche Unternehmungen verfügten. Seitdem man ſich darauf geeinigt hatte, daß man im Weltplan nichts bedeute, konnte man mit einer Art von öffentlichem Recht auch auf die Bemühungen verzichten, ſich darin zur Wirkung bringen zu wollen; anſtatt der aufreizenden Verſuche, mit dem Zeitlauf mitzurennen, ſah man die Weisheit der Alten ein, indeſſen man den andern ohne Neid ihren Ernſt überließ und für ſeine Haut den bequemen Teil des Lebens betrieb. Auch für die Stadtleute war die Freiheit der billigſte Spaß und die dankbarſte Erholung, und ſie verſäumten keine Gelegenheit, um die kurzweilige Einrichtung gebührend in Szene zu ſetzen. Und wie dem ganzen biedervergnügten Volk von der Erde nichts und ſeinen Bauern von ihrem Boden das wenigſte gehörte, ſo beſaßen auch die Städter von den Häuſern, in denen ſie wohnten, nicht einen Stein, obwohl ſie als Eigentümer im Grundbuch ſtanden und als Hausbeſitzer in den Steuerliſten. Die Kinder trugen keinen Laib Brot über die Straße, der nicht in ein Hypothekenpapier eingewickelt war, und die Hypothek fraß ihn auch. Der größte Stolz einer Stadt beſtand darin, daß ihr Boden im Preis aufſchlug, und das war die vornehmſte, die die meiſten Armen aus öffentlichen Mitteln unterhielt.

Indeſſen fuhr ein ſchwarzes Stöckchen durch die

Sonne, und ſchon intonierte die Muſik den Schweizerpſalm, eine Hymne voll muſikaliſcher Schönheit und wahrer vaterländiſcher Andacht, faſt ein bißchen zu prächtig und gegen das Ende mit Zeitmaßen, die nur von ſehr geübten Bergſteigerlungen ausgehalten werden. Aber die Muſik gab her, was das Blech hielt, und ein richtiger Männerchor mit der Kompetenz erſungener Eichen- und Lorbeerkränze ſorgte für die Wegleitung durch das feierliche muſikaliſche Geſtrüpp. Hans hörte durch die erſten Takte ſtill zu, beſtürmt von Erinnerungen und von echten patriotiſchen Empfindungen; doch als er die Augen hob und einen hohen Schneeberg fern und heilig auf den Platz herein leuchten ſah, fiel er hingeriſſen ein. Die Hymne wandte ſich an den Allmächtigen und von dieſem an das Volk mit der Ermahnung, angeſichts der erhabenen Gebirgswunder zu beten, denn im Vaterland ahne die freie Seele überall Gott. Hans ſang aus vollem Herzen, und es gab in dieſem Moment für ihn nichts in der Heimat, womit er ſich nicht eins fühlte und wofür er nicht bereit geweſen wäre, Gut und Blut einzuſetzen, ſo leichtfertig ſonſt dahingehende Verſicherungen abgegeben werden; ja, er wünſchte ſich in ſeiner Aufwallung einen richtigen, lohnenden und dankbaren Feind, den er für das Vaterland abtun konnte. So weit er aber die Augen ſchweifen ließ, ſo bemerkte er nur andächtig gehobene Mienen und heimatliches Weſen, und von einem wirklichen Gegner, der es auf das Land abgeſehen hatte, war, ſchien ihm, nirgend etwas zu entdecken.

Plötzlich klang ihm ein ſchwäbiſches Idiom in die Ohren. „Do guck hin, Wilhelm, was für a große Edelſtoi der Nationalrat aufm Brunnetrog in der Krawatt hot!“ ſagte eine Stimme dicht hinter ihm.

„Er wird falſch ſein,“ erwiderte eine andere; Hans taxierte den Sprecher für einen Preußen und für einen Mann, der ſich in der Welt auskannte. „Für fünf Franken gibt's jetzt ſchon den ſchönſten Diamanten.“

„Ei noin,“ verwahrte aber der Schwabe. „Was denkſcht denn! Falſche Edelſtoi traget die nit, was mer auch ſonſcht über ſie mag ſage.“

Singend wandte ſich Hans nach rückwärts, um die deutſchen Brüder zu betrachten. Der eine war ein feſter, mittelgroßer Burſch, im Schlag nicht ſo ſehr von den Einheimiſchen verſchieden, als in Ausdruck und Kleidung; Schweizer und Schwaben verhalten ſich zueinander wie zwei Brüder, von denen der eine zu Hauſe auf der Scholle blieb und der andere auszog, um bei einem mittleren Fürſten Hofjäger zu werden oder wenigſtens Oberburſch in einer Hofkälbermetzgerei. Der Preuße dagegen war ein Kerl wie aus Stahl und Hanf, hoch, blond, blauäugig und kühn genug, um den Begriff zu erwecken, daß tauſend von ihnen ausreichten, um die Welt auf den Kopf zu ſtellen. Hans dachte unterm Singen, es möge nun ſein, wie es wolle, mit denen müſſe man rechnen; da ihn aber eine Bewegung auf dem erſten Balkon des Splendithotels anzog, hob er den Blick dorthin und bekam neuen Stoff zum Nachdenken. Da ſtand der amerikaniſche Milliardär Sherman, der Favorit der

Stunde, ein glattes, nobles Mannsbild, um keinen Zoll kleiner als der Preuße, aber zwanzig Jahre älter und um einige Milliarden reicher und darum von einer erklecklichen Wucht der Erſcheinung. Von dem Geiſt der Welt und der Seelenwut der ſchöpferiſchen Völker war ihm aber offenkundig wenig bewußt; Hans hatte ſich ſchon oft darüber gewundert, was für eine kindliche Spielecke zum Vorſchein kam, wenn man zum allerheiligſten Ideal eines ſolchen befahrenen Weltmanns vordringen wollte. „Das wird auch nie anders werden," ſagte er ſich von neuem. „Zur Herſtellung einer wachen und ſchöpferiſchen Seele gehört Not, Enge und Elend. Nun, vorläufig ſtehen wir hier und ſingen dem eleganten Götzen den Schweizerpſalm und zwar mit aller Seele, die wir haben." Beunruhigt und leicht verdroſſen ſchnappte er ab und verſtummte.

Der eidgenöſſiſche Herold war ein Mann von ſchwerem, gewichtigem Schlag, dem man ſogleich den zünftigen Politiker anſah. Mit großer Einfachheit knüpfte er ſeinen Vortrag bei dem alten Schweizer an, der mit Schwert und Fahne über ihm ſtand, und der nun freilich viele Dinge noch nicht gewußt hatte, die ſeinen Nachkommen inzwiſchen vollkommen klar geworden waren. Auch machte der Herr durch ſein Auftreten bald den großen Fortſchritt ſichtbar, den die ſpäten Nachfahren mit Geduld und Friedfertigkeit über ihre etwas brüsken Urväter hinaus zu tun verſtanden, und Hans wunderte ſich über die Schnelligkeit, mit der ſich aus den Worten des Redners der beſondere na-

tionale Dunſt dieſes Landes einſchläfernd und zugleich träumeriſch erregend entfaltete, der alte Schweizer hinſchwand und der neue ſich beziehungsreich im Vordergrund ausbreitete. Mit Weisheit und Vorſicht hielt er ſich nicht weiter auf. Es entfuhr ihm über der heimiſchen Glückſeligkeit, die er unverweilt vom Brunnen herunter wie einen Teppich ausbreitete, keine kluge, erfahrene Wendung, aus der ein hartgeſottener Weltmann wie der Milliardär neben allem gebräuchlichen Selbſtlob eine vorhandene Wachſamkeit heraushören konnte, ja, er ſchien nicht einmal zu wiſſen, daß er ſterben mußte, ſondern bloß den Beruf und die Süßigkeit der Leidenſchaft zu genießen, auf ſeinem Aſt in erlaubter Weiſe das Rad zu ſchlagen und zu balzen. Nun wußte Hans, daß jede Nation ihre Schwätzer hat, geſunde, anſchauliche Burſche, die ſie beſtellt, um den nötigen Schaum zu ſchlagen, wo ein Feſtauflauf bereitet werden ſoll, aber wie ihm in zunehmendem Maß die ganze Anſtalt unbehaglich wurde, ſo ſchien es ihm auch verdächtig, daß, wohin er blickte, keine Miene zu entdecken war, die zu dem baumöligen Tonfall der nationalen Quelle bedenklich oder wenigſtens ironiſch geſehen hätte.

„Er macht's gut heute!“ bemerkte in ſeiner Nachbarſchaft ein Bürger zum andern und nickte ihm erfahren zu.

„Er ſchafft auf die Wiederwahl,“ entgegnete der; „ganz unnötig hat er's nicht.“

„Meinſt du, daß er gegen den Sozialdemokraten noch einmal durchkommt?“

„Wenn der Sozialdemokrat noch einmal auf den Patriotismus ſchimpft.“

„Ich glaube nicht, daß viel anders wird, wenn wir den Sozialiſten haben!“ ließ ſich eine dritte Stimme hören.

„Er iſt gegen die Reichen; das braucht unſereinem nicht leid zu ſein.“

„Miſt, dann gibt's nur wieder andere Reiche; man ſoll mit dem gewohnten Kummet zufrieden ſein.“

„Seid ſtill, er ſpricht von Amerika; da hab ich zwei Brüder.“

„Ich einen und zwei Vettern.“

„Vielleicht gibt uns der Amerikaner etwas.“

„Vielleicht pfeift er uns auch etwas.“

„Mir iſt's gleich, wer kommandiert; gehorchen muß ich ja doch immer.“

Auf dem Balkon des Splendithotels ſtand der Amerikaner und hörte ernſthaft die Huldigungsrede der eidgenöſſiſchen Perſönlichkeit an, ohne ein Wort davon zu verſtehen. Die Fahnen bewegten ſich unſchuldig und rein im Wind, und ihre ergreifenden Farben, Weiß und Rot, ſtanden mit ungetrübtem Leuchten gegen den blauen Himmel, die alten Häuſer und gegen die hohen, ſouveränen Berge. Hier ſchien Hans doch wieder alles im tiefſten Sinn unberührt, und alles ſchien mit kleinen Umwegen aus Gottes Hand zu kommen, der helle Strahl der Brunnen, der Duft und das Licht der Blumen in den Gärten und vor den Fenſtern, der freundlich-ernſte Blick der Frauen und Mädchen darüber, die nachdenklichen und hellen Stir-

nen der Kinder, die den unreinen Spektakel um das goldene Kalb umstanden, und selbst die Festzugsgestalten, die ihn viel mehr verleitet als aus Bedürfnis oder angeborener Niedrigkeit aufführen halfen.

Aber eine weise Aufsicht des Lebens wacht darüber, daß beim Vergnügen immer ein Spürchen Verdruß und beim Kummer ein kleines Lächeln mitläuft. Die Bretter, auf denen der Nationalrat stand, ragten an beiden Enden ziemlich über den Rand des Brunnentrogs hinaus und versprachen so eine hinlängliche Sicherheit. Als aber die Rede lang wurde und die Sonnenhitze hoch stieg, um desto tiefer auf die Häupter herabzudrücken, war da unter der letzten Reisläuferrotte beim Brunnentrog ein stämmiger Bursch im geschlitzten Wams und mit einem stattlichen Zweihänder, der die letzte Nacht bei seiner Liebsten wenig Schlaf gehabt hatte und nun Anwandlungen einer linden und erlaubten Traumhaftigkeit verspürte. Um sich ihnen bequemer hingeben zu können, lehnte er sich gegen eines jener Bretter, die sich unter dem vaterländischen Repräsentanten bogen. Indem dieser, je nach der Wendung aufs Nationale oder Amerikanische, bald dies Brett, bald jenes, wie der kleine Klaus seine prophetische Pferdehaut, mit den Füßen trat, so gab das, an welchem der Bursch lehnte, immer ein wenig nach, bis es endlich genau mit dem Rand des Brunntrogs abschnitt, ja mit dem nächsten Rückschritt des Redners vom Ellbogen des Burschen sogar ein wenig über den Rand hineingeschoben wurde. Wie dann der Redeschweizer, zu einem neuen

Lob Amerikas ausholend, wieder das Brett betrat, das der Schlafschweizer unter ihm geschwächt hatte, glitt es im Nachgeben still ins Wasser hinein, wo es einen kleinen Schwall verursachte, indes das andere Ende etwas erstaunt in die Luft schnellte und dort ein Geranienstöckchen hochwarf. Wer jetzt ein Gelächter oder wenigstens ein belustigtes Aufsehen erwartete, der hatte sich getäuscht. Der Festredner, der freilich einen ordentlichen Schuh voll Wasser zog, hob sich nichtsdestoweniger heraus, ohne in seiner Rede merklich zu stocken oder ein Wort zu verwechseln; nur daß er sich eben für den zusammenfassenden Schlußteil seines Vortrages um die Breite eines Brettes mehr im Hintergrund hielt. Und auch der Bursch mit dem Zweihänder, der das Wunder fertig gebracht hatte, schlief unangefochten weiter.

12.

Doch begann sich nun Gottes Langmut über dieser biederen Art von Greuel langsam zu erschöpfen. Gerade steuerte der Redner in seinem nassen Schuh vorsichtig auf den Augenblick zu, in welchem er den Weltruf des Volkes, das er an dieser Stelle vertrat, und den Ruhm des amerikanischen Popanzes, der wie ein Gewitter voll Dollars über der Szene schwebte, in einem allgemeinen symbolischen Jauchzer zu vereinigen trachtete. Für diesen Moment waren nicht wenige und nicht kleine Vorbereitungen getroffen. Zuerst erwachte der Hirtenknabe auf der Alpwiese aus dem Schlaf, richtete sich auf und begann leise

zu jodeln. „Hören Sie die Stimme dieſes einfachen und frommen Volkes!“ forderte der Nationalrat den Amerikaner auf. „Sie iſt die Stimme der Natur! Die Stimme des Friedens! Des guten Gewiſſens! So könnten auch die amerikaniſchen Kinder jodeln, denn ſie gehören einer Republik an wie wir. In dieſen ergreifenden Tönen reichen ſich die Schweizer Seele und die Seele der Neuen Welt die Hand. Hören Sie!“ Mit erhobener Hand und naſſen Augen und einem Lächeln, dem nur ſehr abgebrühte Herzen widerſtehen konnten — der Milliardär hatte eins und widerſtand vorläufig ungerührt —, horchte er nach der Alpweide hin, woher ſich nun das melodiſche Geſchrei immer kräftiger und höher ausbreitete, in rauher Friſche mit der Tonſkala ſpielend, gewandt über Terzen und Sexten ſpringend wie über Steine und Wurzeln, Geſpräche mit Kühen und Ziegen und mit dem Sonnenwind der Berghöhen einflechtend, und durch alle Wendungen ſo entſchloſſen und ſelbſtvergnügt aus Dur ſprudelnd, daß der Yankee dachte: „Dies Volk iſt zwar ſehr töricht, aber es fehlt ihm nichts, gottlob,“ und ſich beglückwünſchte, daß er zum erſtenmal in ſeinem Leben für eine Ovation nichts zu zahlen brauche.

Während aber der Hirtenknabe jodelte, erhoben ſich plötzlich aus der Alpwieſe vier weißgekleidete Geſtalten, die vorher niemand dort bemerkt hatte, und begannen mit Kuhglocken dazu zu läuten. Sie trugen Kränze von Enzianen in ihrem blonden und brünetten Haar und waren die Töchter von einheimiſchen No-

tabeln. Alle lächelten und neigten ſich entzückt zu ihren Glocken hinab, und im Rhythmus des Geläutes, das ſie aufführten, bogen ſie ihre liebenswürdigen Figuren nach links und nach rechts. Mit den freien Händen hielten ſie ſeidene Bänder in den Landesfarben, die ſie träumeriſch eine Zeitlang hin und her ſchwangen; dann ſah man, daß ſie ſie leiſe anſtrafften, worauf über der helvetiſchen Sonne, die die Alpweide beſchien, das Banner der Dollarrepublik aufſtand und ſich, voll Streifen und Sterne, mit einer Schlagfertigkeit entfaltete, daß es doch vielen Leuten war, als hätten ſie eine Fauſt aufs Auge bekommen, und nicht alle ſahen es gerne, daß das amerikaniſche Zeichen die eidgenöſſiſche Sonne um ein ſo bedeutendes überragte. Item, die hieſige Republik hatte ſich dem Schutz der Union empfohlen, was ſogar der Yankee anerkennen mußte; er tat es, indem er die ſeidene Mütze vom Kopfe nahm, nicht ſehr hoch und in der Meinung, ſie gleich wieder aufzuſetzen. Aber er wurde daran verhindert, denn gleichzeitig intonierte der Kopf der Rieſenfeſtſchlange das amerikaniſche Nationallied.

Was nicht programmatiſch vorgeſehen war, das geſchah ſinnreich und zur rechten Zeit von ſelber. Einiges von dem Vieh auf und vor der Alpweide, von dem Getön der Glocken phantaſievoll angeregt, hob an zu brüllen, und da nun auch der Wein in den gehörnten Köpfen ſchon etwas zur Wirkung kam, ſo regte ſich unter der Herde mehrere Unruhe, wodurch wiederum der Polarbär ins Wackeln geriet, was

alles ſo anſchaulich und vernünftig zuſammenſpielte, als eine verſammelte Feſtgemeinde nur wünſchen konnte.

Damit immer noch nicht erſchöpft, brachte der Feſtgeiſt gleichzeitig den Clou ſeiner Eingebungen zur Erſcheinung. Schon lange war Hans auf dem Balkon des mütterlichen Hotels im zweiten Stockwerk eine Zeltbude aus geſtreifter Leinwand aufgefallen, ohne daß er ſich denken konnte, was ſie zu bedeuten habe. Schließlich beruhigte er ſich mit dem Gedanken, daß dort vielleicht ſeine Mutter, unbeläſtigt von der Sonne und von Blicken, in einer Behaglichkeit, die ihr zu gönnen war, dem Spektakel beiwohnen wollte, und hatte nicht mehr weiter hingeſehen. Nun, als ſich aber aller Augen nach jener Richtung erhoben, folgte er ihnen mit ſeinen und wurde Zeuge eines denkwürdigen Vorgangs. In freier Luft und von der Sonne ungeſtüm empfangen ſchwebte dort das allerhöchſte Symbol dieſes Tages herab, nämlich die ebenſo erhabene als nachbarliche Figur der leibhaftigen Helvetia, weißgekleidet, mit ſchimmerndem Bruſtharniſch, Schild, umgegürtetem Schwert, Krone und Lorbeerkranz, den ſie in freier Hand lockend darreichte, man wußte nicht, wem, mit bloßen Armen und unten herum züchtig zugebunden. Sie hing an einem handfeſten Seil, das droben im hölzernen Giebelvorbau des Dachſpeichers an einem hervorragenden Balken über eine Rolle lief. Mit der Anſtalt wurden ſonſt Holzwellen unter Dach gezogen; zu gewiſſen Zeiten im Winter baumelte vor jedem Haus ſolch ein Bündel

in die Höhe, gelegentlich nahm auch ein alter Schrank oder ein Bett dieſen Weg zum Schreiner oder zu einem anderen Beſitzer. Jetzt diente die Vorrichtung dem nationalen Ausdruck. Über dem halbleinenen Mannsvolk ſchwebte liebreizend und in fülliger Schlankheit die junge Landesmutter als eine wirklich wertvolle und kühne Sache. Ihr langes, blondes Haar flog mit leichter Goldſchwere im Sonnenwind. Eine erklärliche Bangigkeit ſtand ihr entzückend und gab ihrem etwas törichten Lächeln einen kindlich-rührenden Zug. Im ganzen großen war ſie ein anſehnliches, appetitliches Weibsbild und Hans in der Geſtalt ſeiner unverbeſſerlichen Kuſine wohlbekannt.

Als Hans das bedeutungsvolle Ding ſolchermaßen zu der bewohnten Welt herabſchweben und ſeinen Lorbeerkranz ausbieten ſah, war er keinen Augenblick im Zweifel darüber, wer dieſen nach der geheimen Meinung zu erobern ſtreben müſſe. Da Joſephine nun außerdem ihn wie alle Welt mit ihrem dunklen und etwas erregten Blick gleich einem warmen, dichten Regenwetter von Sinnlichkeit überſpann, durch das geheimnisvoll die Sonne ihrer Jungfernliebe brach und ſpielte, fand er ſein Befinden in jeder Hinſicht unausſprechlich. Sein Herz ſpaltete ſich in zwei Teile, von denen der eine ihr zögernd entgegenflog, während der andere lieber warten wollte, bis ſie auf dem feſten Boden ankam. Sein Blick watete in ihrem etwas hilflos, denn gegen ein Mädchen, das aus Gemeinſinn ſich in ſolche Gefahren begibt, wird der wohldenkende Mann nicht anders als pietätvoll auftreten.

Joſephine ihrerſeits entzückte ſich an ihrer hohen Rolle zu einer ſolchen Herablaſſung, wie man ſie noch an keiner Helvetia geſehen hatte, ſo daß nicht nur Hans davon berührt war, ſondern das ganze Männervolk, wie es da unten in ſeinen Hoſen ſtand und ſich Mühe gab, ehrbar auszuſehen. Wenn ſie dafür noch Sinn behalten hätte, ſo wäre ihr bei der Überſicht über den umgekehrten Himmel von Mannsblicken leichtlich zumut geweſen, als gucke ſie bei ſternklarer Nacht in einen warmen Sommertümpel. Von dem Dunſt, der aus der ſo gearteten Niederung zu ihr aufſtieg, roch ſie einiges; aber da ſie ſchließlich keine Ariſtokratin war, ſo duftete er ihrer Naſe weiter nicht unlieblich, zumal ſie der feſten Überzeugung lebte, daß das ganze Volk wie ein Herz von ihrer Epiphanias ergriffen und begeiſtert ſei. Die Kinder und viele Frauen, in ſolchen hartgeſottenen Demokratien ohnehin die frommſten Seelen, waren's innig, und von ihnen ſtammte auch der Aufſchrei, als das herabkommende Gnadenbild einen plötzlichen Ruck nach unten tat und ſich dann um keinen Millimeter mehr weiterbewegte, obwohl ſeine Füße eben erſt beim Sternenbanner angekommen und vom Gipfel des Watteberges noch um eine Elle entfernt waren.

Die Muſik ſpielte noch an der amerikaniſchen Nationalhymne. Die Muſikanten ſchwitzten. Der Nationalrat ſtand mit leicht geneigtem Haupt und mit beginnenden Kopfſchmerzen in der Sonne. Die Metallbeſchläge der Kavalleriſtenkäppis ſchimmerten gleißend und mit ſtarrem Licht. Rote und gelbe Wämſer, Spieße,

Stahlhauben und Barette leuchteten, und auf glühenden Rüſtungen brannten Sonnenfeuer, aber unter den Rittern, die ſich darin zum Gemeinwohl röſten ließen, war keiner, der nicht das baldige Ende des vaterländiſchen Zaubers herbeiwünſchte. Nur der Reisläuferburſch am Brunnen ſchlief ungeſtört ſeinen träumeriſchen Schlaf weiter.

Joſephine ſuchte einigermaßen geängſtigt aus den Mienen der Zuſchauer deren Meinung zu leſen. Sie blieb herrlich wie immer, aber Hans fiel jetzt vor allen Dingen wieder ihre anmaßende Dummheit auf, und als ihm vollends der Gedanke durch den Kopf fuhr: „In dieſe blödſinnige und verdammte Situation wäre Verena nie geraten!“ überfiel ihn ein Verdruß, unter dem er ſpornſtreichs errötete. Aber die nächſte Empfindung war eine ebenſo ſichere Scham über ſeine Roheit, die er Gott und der Welt bewies, indem er für die Fatalität, worein das gute Mädchen aus purer Vaterlandsliebe gekommen war, Verdrießlichkeit empfand, anſtatt Rührung und Mitleid. Sofort fühlte er beides; obendrein giftete er ſich über Verena, die ihm auch hier mit ihren geſcheiten Augen und ihrem impertinenten Lächeln das lyriſche Strickgarn verwickelte. „Was ſich ſo ein verwünſchtes kaltſchnäuziges Flurlicht alles einbildet!“ dachte er verärgert. „Nun, dafür geht auch jeder daran vorbei; mit ſuperklugen Dingern will keiner etwas zu tun haben.“ Aber das vorhandene ſchwebende Jungferleben kam ihm nun vor wie eine rechte vielverſprechende Nachtkerze der treulichen Vergnüglichkeit, bei der es warm und ver-

ſchwiegen zugeht, und er wunderte ſich, daß da nicht ſchon lang einer zugegriffen hatte, um ſie an ſich zu ziehen. „Es erklärt ſich aber," dachte er beinahe bitter. „Das arme Ding hat kein Geld, und ohne Weibergut kommt hierzuland keine an den Mann."

Da ſchob ſich droben vorſichtig aus dem Giebelloch der ſchwarze Kopf des Eiſenbahners hervor und obſervierte einen Moment. „He, Mamſell!" rief er dann gedämpft dem ſchönen Mädchen zu. „He, habt nur keine Angſt und ſeid ſtill. Das Seil iſt ab dem Rad gerutſcht und wir können nicht weiterwinden, aber es geht auch ſo. Zappelt ein bißchen, damit vielleicht das Drehen aufhört. Und haltet nur den Kranz wieder heraus, das iſt die Hauptſache; nachher nehmen wir Euch mit der Leiter ab, wenn der Zug fort iſt." Er zog den Kopf wieder ein, während Joſephine unruhig die Fahnenallee hinaufblickte und mit einer kummervollen Art von Verwunderung das Spiel bemerkte, das der Sommerwind mit dem farbigen Tuch trieb, zwiſchen dem ſie auf gleicher Höhe hing; einen Moment war ihr in aller Sorge, als erblickte ſie ihn mit körperlichen Augen, blond, ſonnenwild, heiß und unbändig, ſo daß ſie Herzklopfen bekam und ſich nach Hans umguckte. Der ſtand unter dem Volk mit einem neuen Verdruß; er ärgerte ſich über den Eiſenbahner, daß der ſeine ungewaſchenen Hände überall darin haben mußte und nun auch dem Mädchen den Spektakel angerichtet hatte. Inzwiſchen blieb er freilich untätig.

Die Muſik ſchwieg; alles Volk wartete auf den

Schlußeffekt, den der Feſtredner herbeizuführen hatte. „Hochgeehrter Gaſt! Werte und liebe Miteidgenoſſen!“ ſetzte dieſer daher noch einmal an. „Seht dies holde Zeichen, mit dem uns der vaterländiſche Tag grüßt. In ihm vereinigen ſich unſre geheimſten Gedanken und unſre ſchönſten Wünſche. Von dieſer rührenden und zugleich erhabenen Geſtalt iſt jeder unter uns Gatte, Vater, Geliebter und Sohn, Mutter und Tochter, Bruder und Schweſter. Sie führt unſre Jugend, lehrt die Mädchen und wehrt den Knaben, und wenn einſt die glorreiche Stunde kommt, was Gott verhüten möge, ſo entläßt ſie mit einem Liebeskuß unſre Soldaten ins blutige Feld.“

Bis zum blutigen Feld machte Joſephine die Sache noch mit, aber nicht weiter, denn nun bekam ſie's in ihrer glorioſen Einſamkeit mit der Angſt zu tun. Einerſeits ſchnürte ihr der Gürtel, an dem ſie unter dem Panzer hing, die Bruſt immer enger ein, ſo daß ſie eine Atemnot befiel und ihr Herz unruhig zu ſchlagen begann. Auch waren ihr das lange Schwert an der Seite und der ſchwere Schild zu ihrer Lage nichts weniger als dienlich. Zu den Freundinnen von leiblichen Beſchwerden gehörte ſie ohnehin nicht, und Seelengröße zeigte ſie auch lieber bei Gelegenheiten, wo ſie feſten Boden unter den Sohlen ſpürte. Noch einmal verſuchte ſie mit den Füßen auf dem Gipfel des Schneeberges unter ihr Stand zu faſſen. Als ſie die Ausſichtsloſigkeit der Bemühung einſah, gab ſie auch den Reſt von offizieller Haltung auf und ſchleuderte ganz ſubjektiv und unerwartet mit einer etwas

kümmerlichen Zornesgebärde den Lorbeerkranz unters Volk. Dann warf sie das Gesicht nach Hans herum, um ihm ebenso kläglich als erregt zuzuschreien: „Was stehst du da und hast Maulaffen feil? Siehst du nicht, daß ich ersticke? Hilf mir!“ Vor Kleinmütigkeit begann sie zu weinen, und als ihr gerade wieder der dumme amerikanische Fahnenfetzen vor die Augen kam, holte sie mit den Füßen aus und versetzte ihm einen solchen Doppeltritt, daß die Stange abbrach und das Symbol der Dollarfreiheit sich kopfüber von seiner hohen Warte zwischen das Alpenvieh hineinstürzte, wo es nicht geringes Aufsehen erregte. Darauf flog wie ein Schmetterlingsflügel der Schild mit dem weißen Kreuz im roten Feld durch die Sonne, nur nicht so ätherisch, aber die Schädel, auf denen er drunten aufdröhnte, waren's auch nicht, und so wurde nichts eingebrochen als ein Strohhut. Während dann die rabiat gewordene Helvetia noch den Schwertgurt aufriß und dies lange Eisen hinter sich ebenfalls zur Tiefe spedierte, drang schon ihr Retter über die Alpwiese vor, ungeachtet eines erklecklichen Murrens, das von Seiten des Viehs seine Unternehmung begleitete.

Dem Nationalrat war aber das Konzept verpfuscht, denn eine so ungebärdige Freiheitsgöttin konnte er unmöglich mit der gesitteten amerikanischen Union in ein Hoch verflechten, jedenfalls nicht, solange sie weinte und unter sich trat und ihre Attribute verwarf. Eine moderne demokratische Freiheitsgöttin muß eine gewisse Häuslichkeit erkennen lassen, die sie befähigt, sich in ihrer freien Zeit nutzbringend zu be-

ſchäftigen; erſtens kommt ſie ſo billiger zu ſtehen, und zweitens gewährleiſtet das geduldige Mienenſpiel eine bequeme Handhabung ihres öffentlichen Charakters, worauf heutzutage für die Regierenden in Volksſtaaten alles ankommt. Alſo der Nationalrat wartete mit ſeinem Schlußakt, bis es dem jungen Mann gelungen ſein würde, der ſtrampelnden Hoheit einen natürlichen Standort — und damit ihre zukommende Würde — anzuweiſen. Indeſſen ſtellten ſich dabei beſondere Schwierigkeiten heraus, weil Hans zunächſt um den ſeinen kämpfen mußte; er fand den Aufſtieg über die Watte zur helvetiſchen Sonne ſteil und den oberſten Platz neben ihr ſchmal und ungewiß, doch wagte er es und hielt ſich an der Sonne ſelber. Dem Idol rief er zu, ſich mit beiden Händen auf ſeine Schultern zu ſtützen, was es nach einigen Umſtänden auch kapierte. So befreite Joſephine den Haken, der ſie hielt, von ihrem Gewicht, und konnte Hans ſie aushängen.

Den Abſtieg bewerkſtelligten ſie nach Gottes Willen. Joſephine, die ganz von den guten Sitten abgekommen ſchien, lehnte es mit Gebärden und Taten ab, zu berückſichtigen, was nun der Tag wieder von ihr forderte. Anſtatt beruhigt und erhaben ihr vorbereitetes Piedeſtal neben dem Geſtirn einzunehmen, ſtrebte ſie nur nach der bewohnten menſchlichen Niederung. Mit großer Heftigkeit riß ſie ſich von ihrem Retter los, und gleich darauf ſah die Feſtgemeinde den ſchwierigſten, obwohl volkstümlichſten Teil der heutigen Apotheoſe als ein wirbelndes Bündel von

Stahl und Seide, Armen, Augen, Füßen und Haaren den Watteberg hinunterſauſen, drunten den Hirtenjungen über den Haufen rennen, und dann unaufhaltſam zwiſchen den Viehſtand hineinfahren. Dieſer hatte ſeinerſeits die ganze Folge von Vorgängen wohl beobachtet und beſonders dem ſchimmernden Bergſturz etwas erregt entgegengeſehen. Als dann die weiße Geſtalt, beim tiefſten Punkt angekommen, aufſprang und blind auf einen jungen Stier zutaumelte, ſtieg in dieſem der Gedanke auf, daß die Anſtalt auf ihn abgeſehen ſei, jedoch nicht der Mann, um mit ſich ſpaßen zu laſſen, ſenkte er die Hörner und räumte mit einer vorläufigen und noch läſſigen Bewegung den ſeidenen Feind aus dem Weg, aber ſie war ſchwer genug, um das ganze Gebirge ins Wanken zu bringen. Die unberatene Helvetia fiel mit dem Bruſtharniſch gegen eine Kuh, und als die bockte, taumelte ſie heimatlos zur anderen hinüber. Der nächſte Schritt hätte ſie vom Wagen herabgeführt, den die Glockengeiſter bereits verlaſſen hatten, aber da ihr dort niemand entgegenkam, kehrte ſie um und war ſo verwirrt, daß ſie Miene machte, wieder dem Stier in die Hörner zu ſchwanken, denn gehen konnte ſie ja nicht. Der zeigte das Weiße von den Augen; nebenher wedelte er ſich ein paarmal die Flanken, und die Nächſtſtehenden vernahmen einen gewiſſen grunzenden Ton aus ſeiner Kehle, der ſoviel hieß, als daß es jetzt Zeit ſei, mit dieſem Spiel aufzuhören.

Alles wäre gut gegangen, wenn einer der Umſtehenden die Großmut oder die Geiſtesgegenwart be-

ſeſſen hätte, hinzuſpringen und das kopfloſe Mädchen von der Alpwieſe herunterzuziehen. Aber es geſchah, was immer geſchieht, wenn ein Volk aus der Stimmung fällt. Man fing an zu ſchreien und zu geſtikulieren, das Fräulein ſolle von der Wieſe herabkommen, oder Hans ſolle ſie ſchnell wegbringen, obwohl dieſer kaum damit begonnen hatte, ſeine erſte Erſtarrung zu überwinden und alle Mühe aufwenden mußte, von dem nun völlig vulkaniſierten Eisgipfel nicht abgeſchleudert zu werden. Man ſchob, ſchimpfte, zeterte. Alles ſtrebte ſinnlos von den Wagen weg, und niemand trat gefaßt hinzu. Was von hinten ſenſationslüſtern vordrang, das warf ſich gleich den Vordern mit Knien und Ellbogen eilig gegen die Auswege, ſobald man erkannte, um welche Art von Beluſtigung es ſich handelte. Schließlich bildete ſich ein leerer Kreis um den Schauplatz und nahm der Lärm in dem Maß ab, als ſich nun Hans der Gruppe im Abglitt rückwärts näherte. Das Tier ſtand noch, zwar mit tückiſch glotzenden Augen und erregt ſchlagendem Schwanz, doch übrigens ruhig an ſeinem Platz, und die Helvetia lag, wie die letzte Bewegung ſie hingeworfen hatte, ergeben und ohne weitere Regung auf den Knien vor ihm. Kaum daß der Bulle aber Hans bemerkte, der, auf der Alpweide angekommen, ſich nun raſch dem Mädchen zuwandte, ſo machte er eine Drehung nach dem neuen Gegner, ſenkte den Kopf noch um eine Handbreite und ſtraffte den gedrungenen Körper, indem er ihm etwas Übergewicht nach vorn gab, um jeden Moment ſich gegen ihn in Bewegung bringen zu

können. Und alles Volk ſah mit Spannung und Furcht den nächſten Sekunden entgegen.

Hans blieb zunächſt beobachtend ſtehen, fürs erſte froh, daß er die Stallbeſtie von dem Mädchen abgelenkt hatte. Doch hatte er auf ſeinen Jagden ſo viel gelernt, um zu wiſſen, was er von ſeinem Gegenſpieler erwarten konnte und was nicht, und ſeine Hand taſtete vorſichtig unter den Rock nach der hinteren Hoſentaſche, wo noch von der Reiſe her der Revolver ſteckte. Es war ein ganz anſehnliches Kaliber; gegen einen Büffel hätte er vielleicht damit nicht viel ausgerichtet, aber gegen ein Hausrind hoffte er aufzukommen, wenn Not an Mann ging. Indeſſen verſuchte er zuerſt das glimpflichere Ende zu gewinnen. „Joſephine, kannſt du aufſtehen und vom Wagen herabklettern?“ fragte er, ohne das Tier aus dem Auge zu laſſen. „Du läufſt keine Gefahr mehr.“ Das verſchüchterte große Mädchen erhob ſich gehorſam, um den Verſuch zu unternehmen; aber kaum ſtand Joſephine auf den Füßen, ſo warf ſich das betrunkene Tier nach ihr herum, daß der ganze Montblanc wie ein Lämmlein hüpfte und die helvetiſche Sonne erſchreckt mit ihrem Blech klapperte, und im nächſten Moment ſetzte er ſich in Bewegung. Jetzt galt kein Parlamentieren mehr. Hans lief mit drei großen Schritten hinzu, und während ſich das Tier, zum drittenmal aus ſeiner Richtung abgelenkt, nun mit voller Wut wieder gegen ihn kehrte und ihn mit den Hörnern ſchon beinahe berührte, krachte der Schuß und brach die aufgeregte Fleiſch- und Knochenmaſſe

gut getroffen lautlos in ſich zuſammen. Das geſchah in dem Augenblick, als ſich ein ſchimpfender und heulender Mönch durch den Ring der Zuſchauer hindurcharbeitete und aus aller Kraft ſchrie: „Nicht ſchießen! Er hört auf den Namen! Chrüsli! O Chrüsli!“ Aber Chrüsli lag ſchon auf der Naſe, und eben drehte er ſich, nach einem letzten Verſuch, aufzuſtehen, ſchwer auf die Seite und atmete mit einem Seufzer ſein junges Leben aus.

Ein entſpanntes Gemurmel ging durch die Volksverſammlung. Man atmete auf und ſah ſich wieder um. Manche nickten ſich erfreut zu, daß es noch ſo gut abgelaufen war, beſonders die Frauen hatten ein lebendiges Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott, dem ſie flüſternd Worte gaben. Die Männer blickten mehr zweifelnd oder undurchſichtig drein und ſchienen mit der Sache noch nicht fertig zu ſein. Aber Hans hielt ſich nicht weiter bei einer überſtandenen Gefahr auf, ſondern trat zu ſeiner blaſſen Kuſine, die er an der Hand nahm und freundlich aufhob. Sie ſank ihm gleich an die Bruſt und begann herzbewegend zu ſchluchzen. Die Kühe, von dem Schuß eingeſchüchtert, ſtanden betreten um die Szene herum und guckten zu. Von den vorgeſpannten zwölf ungariſchen Ochſen waren die meiſten am Wiederkäuen; die hatten von aller Aufregung beinahe nichts gemerkt. Aus dem Loch droben ſteckte wieder der Eiſenbahner ſeinen ſchwarzen Kopf und ſah von dem Umſchwung auf dem Theater wenig erbaut aus. Aber nun brach der Mönch, dem inzwiſchen ſein Verluſt klar geworden

war, gegen Hans vor, und nicht mit den ergebenſten Redewendungen. Seine ganze Anſprache lief darauf hinaus, daß er ihm den Stier bezahlen müſſe und es ſich zeigen werde, wer da in der Schweiz regiere und herumſchieße. Doch wurde für diesmal die Auseinanderſetzung dadurch unterbrochen, daß ſechs oder acht Fäuſte aus dem Haufen um ihn herum nach ihm griffen und ihn hereinzogen, und während dann ebenſoviel oder mehr Stimmen auf ihn einredeten, führte Hans ſeine gerettete Jungfrau zum anderen Rand der Alpwieſe. Von dort aus bekam der Portier, der ſich während der ganzen Entwicklung mit keinem Glied gerührt hatte und auch jetzt noch keine Anſtalten traf, ſich zu verhalten, in aller Geſchwindigkeit eine Charakteriſtik zu hören: er glaube wohl, er beziehe nur Gehalt, um Maulaffen feilzuhalten, und wofür er kein Trinkgeld erwarte, dafür rege er ſich nicht. So kam auch dieſe hohe Perſon in Bewegung und die Helvetia endlich wieder auf feſten Boden. Alles übrige entwickelte ſich willig. Hans ſtieg mit Joſephine, die er mehr trug als führte, die Hoteltreppe hinauf. Der Portier nahm in beleidigtem Zuſtand ſeinen Platz wieder ein. Der Mönch wurde taub geredet. Der Eiſenbahner zog das Seil in die Höhe. Der Amerikaner ſetzte die Mütze auf und verließ den Balkon, da ihm in ſeinem Teil an der Vollendung der ſtrapaziöſen Serenade nichts gelegen war. Der Nationalrat ſtand wie Butter an der Sonne und ſah mit echtem Kummer die Glorie des Tages entſchwinden. Aber der Schlafſchweizer an ſeiner Seite träumte von

einem mächtigen Glas Bier, das ſeine Liebſte ihm eingeſchenkt hatte, denn ſie war eine Kellnerin.

13.

Joſephine war klug genug, einzuſehen, daß es mit dem imponierenden Eindruck, den ſie auf Hans erhofft hatte, nichts geworden ſei, andererſeits aber auch genug Weib, den rührenden als einen mindeſtens ebenſo wirkſamen Erſatz zu betrachten, und auf ihrer Seite nichts zu verſäumen, was geeignet ſchien, ihn weiter zu entwickeln. Das war ihr ganz klar: „Welcher Mann ein Mädchen aus einer Lebensgefahr rettet, in die es für den Staat gekommen iſt, der iſt dem Mädchen verfallen, beſonders dann, wenn er ſelber ſo ſehr für den idealen Staat iſt.“ Daß Hans ferner doch nicht für ſie ins Gefängnis gegangen war, ſondern es ſich von Verena Helf hatte ausreden laſſen — von allen Vorgängen vor dem Aſyl beſaß ſie genaue Kunde, und zwar vom Portier, der ſie vom Burſchen hatte —, ja, daß er nachher noch ganz allein mit ihr geredet hatte, darin ſah ſie mit einigem Recht einen klaren Verrat, zumal ihr dadurch auch die letzte Möglichkeit, mittelſt des Handſtreichs oder ſeiner Folgen das Schweizerkreuz wieder in die Hand zu bekommen, zu Waſſer geworden war. Sie pflegte die ungefähre Vorſtellung, daß ſie anſtatt des Leuchters, den ihr die Behörde genommen hatte, ihren Couſin als wirkendes Objekt eingeſetzt habe und von dem Moment an mit leeren Händen dageſtanden ſei, als er ihr entwiſcht war. Nun, jetzt war ſie ſeiner deſto feſter wieder

habhaft geworden, und nach allen für ihn sehr beschämenden und schuldhaften Vorgängen mußte er froh sein, wenn sie ihn nun in voller Liebe aufnahm und das Vergangene vergangen sein ließ. Dazu war sie redlich entschlossen, und somit hatte auch das Medaillon für sie alle Bedeutung verloren. Mochte sich die andere damit wichtig vorkommen; die vermutliche Siegerin in diesem Streit hieß nun Josephine, wenn sie's auch weinend war, oder vielleicht eben weil sie's weinend war. Die Tränen sind eine Gewalt, die keine Revolution brechen wird, und jedenfalls glaubte Josephine daran. Sie weinte hingegeben und mit großer Sorgfalt weiter, sehr zufrieden darüber, zu bemerken, daß Hansens Zärtlichkeit und Mitgefühl immer noch zunahm.

Über allem Weinen und Trösten war man inzwischen in der Privatwohnung angekommen, wo Josephine nach ihrer Zimmertür einschwenkte. Hans öffnete und führte sie hinein, und das nächste, was sie dann tat, war, daß sie ihm noch einmal um den Hals fiel; aber da sie spürte, daß sie ihm in aller Herzlichkeit hart an der Brust lag, bat sie mit trauernder Stimme: „Löse mir den Panzer, Hans." Unterdessen hielt sie es für gut, aus dem fließenden Weinen allmählich in ein stockendes und halbgetröstetes Kinderschluchzen überzugehen, denn unvernünftig wollte sie auch nicht gerade scheinen.

„Nun siehst du," sprach ihr Hans zu, „reden kannst du ja auch noch. Ich dachte schon, der ganze hübsche Setzkasten sei dir durcheinander geschüttelt, und ich

müßte dir die nächſten vier Wochen Elementarunterricht im Schweizerdeutſch geben. Schade eigentlich, es wäre vielleicht eine nette Zeit geworden. Aber mit Verlaub zu ſagen, liebſte Kuſine, ſo war das doch eine rechte Viecherei und iſt nicht umſonſt buchſtäblich in eine ausgeartet. Man ſoll Gott nicht verſuchen, auch nicht, wenn man eine ſo hübſche und unwiderſtehliche junge Dame iſt wie du. Wer hat denn das verdammte Weſen ausgeheckt? Der Eiſenbahner wohl? Mit dem werde ich noch ein Wörtchen reden, nachträglich, weil er's nicht vorher mit mir getan hat, denn ſchließlich ging mich die Sache doch recht genau an."

„Warum ging dich die Sache genau an?" fragte Joſephine und ſeufzte ſehr feucht und tränenſchwer auf.

„Warum? Weil es mir nicht gleichgültig ſein kann, was mit meiner leiblichen Kuſine paſſiert. Wäre es dir gleichgültig, was mit mir paſſierte?"

„Nein, weil ich dich lieb habe. Ob du mich lieb haſt, das weiß man nicht. Ich dachte, du machteſt dir nichts aus mir und es ſei dir ganz gleich, wenn ich verunglückte. Mir wäre es auch gleich geweſen; ich war lebensüberdrüſſig."

„Jetzt biſt du's nicht mehr?"

„Das hängt von dir ab. Wenn du mich nicht liebſt, ſo mag ich nicht leben, und dann iſt es zwecklos, daß du mich gerettet haſt, ſogar eine Grauſamkeit. Mit dem Eiſenbahner brauchſt du weiter nicht zu reden, außer wenn du bedauerſt, daß er dir Gelegenheit verſchafft hat, deine große Liebe zu mir zu beweiſen."

„Nun ſieh mal, ich bedaure ja gar nichts, aber

bei dem Experiment hätteſt du doch ſehr leicht draufgehen können, und was hätte mir und dir dann meine große Liebe genutzt?“

„Das iſt wahr. Aber einen ſchönen Tod ſoll man nie verachten, beſonders wenn er aus Liebe eintritt. Du hätteſt mich dann ſchon traurig begraben und dafür geſorgt, daß mein Andenken erhalten bleibt.“ Sie weinte noch einmal auf. „Darum iſt das alles auch keine Viecherei geweſen,“ fuhr ſie dann fort. „Und wenn ich ſo hübſch und unwiderſtehlich bin, ſo mußt du mir das beweiſen. Elementarunterricht kannſt du mir auch ſo erteilen, nämlich in der Liebe. Du haſt mir das Leben gerettet, darum gehört es jetzt dir. Die Liebe iſt das Höchſte, was man haben kann. Das iſt der Dank für die ſchöne Tat. Du glaubſt, du kennſt mich, aber du kennſt mich nicht in der Liebe; da kennt mich keiner. Du mußt auch nicht denken, daß ich partout von dir geheiratet ſein will. Da muß man doch zuerſt zuſehen. Und ich ſage das alles ſelber, weil du ſchüchtern biſt und dich nicht getrauſt. Ich bin jung und habe viel ausgeſtanden, weil ich nichts habe; aber ich verzeihe alles, auch daß du mich an die Verena verraten haſt. Das tateſt du nur aus Unwiſſenheit. Zuviel Glück haſt auch du nicht von den Frauen genoſſen; da kenne ich dich gut genug dafür. Ich habe ſchon viel über dich nachgedacht und verſtehe deinen Charakter. Früher hatte ich noch ehrgeizige Pläne, ich gebe es zu; denn man iſt jung und denkt, man ſei auch ſchön und könne einen Preis verlangen. Aber wer dem Tod

ins Geſicht geſehen hat, der denkt über manches anders. Einmal Helvetia geweſen und nicht wieder. Ich hab's für dich getan, es iſt wahr. Nun ſage, ob du mich lieb haſt. Wenn nicht, ſo will ich von hier fortgehen in die Fremde, und du hörſt nichts mehr von mir. Und dann iſt alles aus." Sie verſtummte mit einem etwas nüchternen Abklang, ohne ſich näher darüber zu erklären, was alles aus ſei.

Inzwiſchen war Hans mit ihrem Bruſtharniſch zuſtande gekommen und hatte auch das Syſtem von Tragriemen gelöſt, das ihren Buſen einſchnürte. Nach ſo langer Beklommenheit, und nachdem ſie die ausführliche Rede nur mit halber Luft und vielen ganzen Seufzern vollbracht hatte, atmete ſie nun hoch auf, welchem Vorgang Hans mit aufrichtiger Teilnahme beiwohnte. Wie ihm heute das ganze verlaſſene Mädchenweſen zu Herzen ging, ſo rührte und bewegte ihn auch ihre kindlich offenherzige Rede. Plötzlich, wie er redlich glaubte, aller Nötigung zur Vorſicht entledigt, die er ihr gegenüber immer beobachtet hatte, war er ihr geradezu dankbar für die einfache Art, mit der ſie ihn wieder zum freien Mann zu machen ſchien in einem Augenblick, in dem er ſeiner Freiheit auf doppelte Weiſe verluſtig zu ſein und nur die Wahl zu haben meinte, in welche Gefangenſchaft er ſich begeben ſollte, in die Verenas oder die Joſephinens. Hatten ihm ſchon die Jungfernreize ſeiner Kuſine immer ſtark eingeleuchtet, ſo befand er ſich außerdem in einem Zuſtand der Verſtimmung Verena gegenüber, zu welcher er zuſehends

in eine ſchiefe Stellung geriet. So war von ſeiner Seite zu der ganzen Sachlage eigentlich gar nicht mehr viel zu bemerken. Er ſpürte viel zu tief ſeine Verpflichtung als Lebensretter, um das arme gute Ding mit einem Fußtritt wie Tell den Geßler wieder in das öde Waſſer zurückzuſchleudern. Er ſtand etwas betreten und beinahe väterlich lächelnd vor ihr und ſah ſie ſchweigend an, während ſich ſein Geiſt nichtsdeſtoweniger etwas wunderte über die Ausſichten, denen er für die nächſten Wochen entgegengehen ſollte. Als daher Joſephine keinen weiteren Widerſpruch und nicht einmal eine Ausflucht vernahm, ſondern bloß gutmütige und anteilnehmende Blicke, ſo war ſie darauf bedacht, daß ihr Buſen nicht alle unter dem Panzer aufgeſpeicherte Wärme an den Raum verlor. Unter einem in ſeiner Trauer und Hingebung ergreifenden Lächeln hob ſie noch einmal ihre weißen Arme und legte ſie ihm, weich und kühl, wie ſie waren, mit ebenſoviel Zurückhaltung als Zärtlichkeit um den Hals. Indem ſie ſich ein bißchen an ihn drängte, zeigte ſie ihm verſuchsweiſe den Unterſchied zwiſchen einer Umarmung mit und einer ohne Panzer, und er mußte augenblicklich zugeben, daß der Kontraſt bedeutend ſei, denn unter aller weißen Seide war ſie, dem Charakter einer allegoriſchen Perſon gemäß, ohne Korſett. Schließlich konnte auch er nicht ewig mit herabhängenden Armen wie ein Ölgötze vor einem hingebenden Mädchen ſtehen, ohne an ſeiner Mannsehre Einbuße zu erleiden. Er nahm alſo das ſchöne Bild ebenſo liebreich als vorſichtig in die Arme, worauf

von beiden Seiten die Augen einander beſonnen auf den erſten Liebeskuß zu viſieren begannen.

Das war der Moment, in welchem die Tür aufging und die Mutter auf dem Plan erſchien. Wie ſie die Tür öffnete, eintrat, die Situation überblickte, ſich geſammelt räuſperte und dann die Tür hinter ſich gelaſſen in die Falle drückte, das war genau ſo, wie es jedermann im Hotel von ihr tagtäglich ſah und erlebte. Aber Hans, der ſeine Mutter am beſten von allen kannte, tat nur einen Blick in ihre Augen, um ſofort zu wiſſen, was die Uhr geſchlagen hatte. Es war ein Gefecht im Verzug, und Hans machte ſich darauf gefaßt, von vornherein bereit, für Joſephinens Unſchuld einzutreten, und ſich in keiner Weiſe ſeine perſönliche Selbſtbeſtimmung antaſten zu laſſen. Er ließ ſie aus ſeinem Arm, nicht plötzlich, ſondern mit aller Ritterlichkeit, die der Tag nun einmal fortgeſetzt von ihm forderte, löſte ebenſo ihre Hände von ſeinem Hals und führte ſie zu einem Stuhl, auf welchen ſie ſich, wie es ſchien, ziemlich verwirrt niederließ. Darauf wandte er, an ihrer Seite ſtehen bleibend, das Geſicht ſeiner Mutter zu.

Da Frau Carbiner weder blind noch auf den Kopf gefallen war und Hans es auch an keiner Deutlichkeit fehlen ließ, ſo bemerkte ſie ſehr wohl ſeine Vorbereitungen und deren Sinn, dazu die etwas knabenhafte Überanſchaulichkeit der ganzen Anſtalt, und es gefiel ihr von allem gar nichts. Nachdem man ſich von allen Seiten ſchweigend eine Weile gemuſtert hatte — auch Joſephine wagte ſchon den einen oder

andern Blick hinter Hans hervor —, räuſperte ſie ſich wieder.

„Willſt du nicht auch deiner Mutter einen Stuhl anbieten?“ fragte ſie endlich mit einem deutlich hörbaren ſpöttiſchen Unterton. „Oder bezieht ſich die Galanterie des gegenwärtigen Geſchlechtes nur auf die jüngern Weiber?“

„Verzeih,“ ſtotterte Hans errötend. „Ich wußte nicht, daß du — dich bei uns niederlaſſen wollteſt.“ Er brachte ihr einen Stuhl und legte ihr ſogar ein Kiſſen unter; im übrigen ging es aber zu Joſephine zurück.

Um den Mund der Mutter zuckte es, aber ihre alten, ſchweren Hände legten ſich ruhig ineinander, und eine Weile betrachtete ſie wieder ſchweigend das Paar.

„Alſo wie weit ſeid ihr nun eigentlich?“ fragte ſie dann weiter. „Da ich zur Familie gehöre, ſo möchte ich auch gern wiſſen, wie die Verhältniſſe liegen. Welchen Weg willſt du mit ihr nehmen, den legalen oder den illegalen?“

Hans fühlte ſich mit dem Moment, in dem ſeine Mutter hier aufgetreten war, von einer furchtbaren Scham überfallen, dergleichen ihn ſeit ſeinen Bubenjahren nicht mehr ereilt hatte. Aber nach einer ihr ſehr wohlbekannten Taktik ſuchte er ſie zunächſt auf den Nebenkampfplatz zu locken.

„Der Ton wäre nicht gerade nötig,“ grollte er würdig. „Darf ich dich daran erinnern, daß wir beide inzwiſchen zehn Jahre älter geworden ſind? Und überhaupt, wenn du über gewiſſe Verhältniſſe, die doch immerhin meine freie Angelegenheit ſind, mit

mir reden willſt, ſo möchte ich dich bitten, die Umſtände ſo zu wählen, daß nicht ein Drittes damit behelligt wird. Erinnere dich doch an deine eigenen Mädchenjahre."

„Als ich noch Mädchen war, hatte man nicht die Gewohnheit, ſich den jungen Männern an den Hals zu werfen," entgegnete ſie unbewegt. „Und die jungen Männer liebten dergleichen auch nicht beſonders; ſie legten Wert darauf, ihre Liebesanträge ſelber zu machen, auch die illegalen."

Joſephine hielt dafür, daß jetzt ihr Stichwort gefallen ſei. „Das ſind aber ganz unſre eigenen Sachen, Hanſens und meine," ſagte ſie, zunächſt noch mit jungfräulicher Zurückhaltung. „Er hat mir das Leben gerettet, aber Ihr habt ihn ſo ſchüchtern erzogen, daß er den Mädchen nicht einmal einen Liebesantrag zu machen wagt, wenn er ſie auch noch ſo gern hätte. Soll man alſo deshalb ins Kloſter gehen oder warten, bis es Euch einfällt, die Kupplerin zu machen? Wir brauchen keine Kupplerin, aber auch keine Auseinanderbringerin. Hier ſind keine Kinder mehr, ſondern ernſte, erwachſene Leute. Und damit Ihr's nur wißt, wir ſind miteinander verlobt, und zwar in aller Form. Da iſt nichts zu illegalen. Ihr hört und ſeht nicht mehr zum beſten und könnt eine Schwiegertochter mit hellen Augen und Ohren gut brauchen. Wir wollen uns doch lieber vertragen. Ihr ſeid eine alte Frau, vor der man Reſpekt haben muß. Wir betrachten Euch als unſre gemeinſame Mutter und wollen Euch auch ſo halten.

Manchmal haben wir einander nicht verſtanden; das iſt jetzt vorbei. Wir haben's beide oft ſchwer gehabt, jedes auf ſeine Art. Das iſt auch vorbei, wo jedes hat, was es will. Seht, ich will Euch entgegenkommen und Euch die Hand geben, wie es ſich für die Jüngere ſchickt. Ich laſſe Euch alle Ehre, ſo laßt uns unſer Recht und unſer Glück."

Sie erhob ſich von ihrem Stuhl, um ihre Ankündigung auszuführen, aber der alten Frau war nicht ſoviel daran gelegen, wie das unternehmende Mädchen zu wünſchen ſchien. Außerdem hatte es im Verlauf der Mitteilungen auch den anfänglichen beſcheidenen Ton verlaſſen und ſich bis zu einer trüben Überheblichkeit vergeſſen, die ihm bei ſeiner Gegnerin nicht nur nichts nützte, ſondern ihm auch die größte Ausſicht auf Erfolg verdorben hätte, geſchweige ein Verhältnis, das ſchon lange auf ſehr ſchwachen Füßen ſtand. Auch war der Mutter eine gewiſſe ſenſationierte Bewegung nicht entgangen, in die die Verlobungserklärung ihren Sohn verſetzt hatte. „Bleib nur ſitzen, wo du ſitzſt," riet ſie daher der ſelbſtdeklarierten Schwiegertochter. „Wir können uns auch ganz gut aus der Ferne verſtändigen. Was die übrige Kurzweil angeht, ſo haſt du ja jetzt ſchon einige Übung darin, aus dem Haus zu fliegen. Daß du blödſinniges Zeug aufführſt, das bin ich an dir gewöhnt; jeder hat den Verſtand nach dem Ratſchluß Gottes, und wenn mein Sohn an dergleichen Geſchmack findet, ſo kann ich auch nichts dagegen machen; da haſt du ganz recht. Aber deine Frechheiten brauche ich mir

nicht in meinem eigenen Haus gefallen zu laſſen; das iſt ein Punkt, den du überſehen haſt, auch mein Sohn hat dich darüber, wie es ſcheint, noch nicht aufgeklärt. Du kannſt noch heut deinen Koffer packen; vielleicht fängſt du endlich deine Penſion im Berner Oberland an. Ich habe ſogar nichts dagegen, daß du das Geld dazu von uns bekommen ſollſt. Wenn du nun gut beraten biſt, ſo läßt du's damit bewenden."

„Nun, dann hätte ich mir ja die Mühe ſparen können, vor Euch aufzuſtehen," meinte Joſephine mit einem ſchiefen Hochmut und ſetzte ſich wieder. „Beraten oder nicht beraten, danach wird jetzt nicht gefragt. Die Hauptſache bleibt, daß Hans mit mir beraten iſt. Er iſt hier der Erbe und der Mann und kann tun, was er will. Es hat noch kein altes Weib eine Verlobung zurückgetan, wenn es die Jungen nicht zulaſſen wollten. Ihr ſolltet Euch lieber mit mir ſtellen; das wäre viel beſſer. Jedenfalls kann ich's abwarten, bis Ihr das nächſte Mal zu mir kommt und mir die Hand anbietet. Und dann werde ich mir überlegen, was ich tue."

Frau Carbiner hatte während dieſer Worte ihre Augen ausſchließlich auf ihren Sohn gerichtet.

„Kannſt du das ſehr gut mit anhören?" fragte ſie ernſt. „Und haſt du etwas gegen ihre Erklärungen einzuwenden, oder biſt du damit einverſtanden? Antworte mir auf dieſe Frage, Hans."

„Hans iſt kein Schuljunge mehr," fuhr aber die entkleidete Helvetia fort zu belfern; es war, als ob ſie den Witz verloren hätte. „Und damit Ihr's nur

wißt: er iſt einverſtanden. Hört doch, was man ſagt! Wir ſind verlobte Leute und werden einander heiraten. Ich werde hier wirten, und was mir nicht paßt, das muß ſich einen andern Unterſchlupf ſuchen. Hoffentlich wißt Ihr jetzt Beſcheid."

„Nun, Hans?" meinte die alte Frau und ließ ihn nicht aus dem Blick. Er räuſperte ſich unbehaglich.

„Ich weiß nicht, was die Jahre, die ich fort war, zwiſchen euch alles paſſiert iſt," ſagte er endlich widerſtrebend und an ſeiner üblen Lage leidend. „Ihren Ton kann ich natürlich nicht billigen, ganz davon abgeſehen, ob ich nun dein Kind bin oder nicht. Aber ſachlich ſcheint ſich bei ihr eine alte Gereiztheit zu entladen, die ſich lange her aufgeſammelt hat und für die ſie ſchon Gründe haben wird. Übrigens," ſchloß er, vom unverwandten Blick der Mutter immer weiter abgetrieben und mit einer wahrhaften Unglücksmiene: „Übrigens ſagte ich dir ſchon einmal: wenn du etwas über dieſe Vorgänge wiſſen willſt, ſo wende dich bitte an mich allein."

„Das iſt gar nicht nötig! Im Gegenteil!" widerſprach aber Joſephine, die dieſen Faden ſelber in der Hand behalten wollte. „Wer dich angreift, der hat es mit mir zu tun. Das gibt es nicht, daß ſich jemand an eins allein wendet, um bei ihm gegen das andere zu intrigieren. Wenn ſo angefangen werden ſoll, dann verzichte ich lieber von vornherein. Sonſt wollte ich zehnmal eher, der Stier hätte mich mit ſeinen Hörnern kreuz und quer durchrannt. Man will uns hier aufs falſche Gleis rangieren mit Soh-

nespflichten und dergleichen. Das ist eine Niederträchtigkeit, eine rechte Altweiberheimtücke. Ein junger Mensch hat natürlich Respekt und Ehrfurcht, wenn er auch nicht weiß, warum, und daran soll er dann gegängelt werden wie ein Kalb, damit er genau läuft, wie es den selbstsüchtigen und neidischen alten Unterröcken paßt. Gut, er kann sich gängeln lassen," gab sie ganz atemlos vor Verstiegenheit zu. „Tu, was sie dich heißt. Kriech unter ihre Schürze. Laß dich nur weiter bemuttern. Aber dann mache dich von mir auf nichts gefaßt. Ob du weißt, was es mit einem jungen Weibsbild von meinem Schlag auf sich hat, das ist mir nicht bekannt. Weißt du's, so wirst du dich für mich wehren. Weißt du's nicht, so habe ich auch keine Lust, einem Schuljungen die Lehrmeisterin zu machen. Damit basta und fertig. Es ist mein letztes Wort. Du kennst mich. Viel reden ist meine Sache nicht."

Hans rang in höchster Scham nach den richtigen, vermittelnden Worten, die es für diesen Fall längst nicht mehr gab. Es war ihm ebenso zuwider, ein schönes junges Frauenzimmer, das sich mit einer wohlbegreiflichen nervösen Krise herumschlug — wenn auch dumm genug — zu blamieren, als peinlich, seine Mutter in dieser krankhaften und unehrerbietigen Situation zu lassen. Josephine hatte nach dem großen Schreck nötig, zu schlafen, und er, wieder abzureisen; das schien ihm alles. Wenigstens redete er sich's ein. Aber die stillen Augen seiner Mutter und die Erinnerung an Verenas kluges Gesicht, die ihn wie ein

ſeeliſcher Schlucken unausgeſetzt beunruhigte und verfolgte, zeigten ihm, daß noch ganz andere Dinge auf dem Spiel ſtanden, und machten die Sache kompliziert und ſchmerzhaft, ſo daß er alles in allem eher geneigt war, dem gegenwärtigen überreizten Weibsbild zum Sieg zu verhelfen, als den beiden anderen Neunmalklugen, die in einem Mann nichts anderes ſahen als ein Erziehungsobjekt; er wollte lieber ein Heiratsobjekt ſein. Aber ſeine Mutter überhob ihn für jetzt einer gewalttätigen und ſchmerzhaften Entſchlußfaſſung, indem ſie aufſtand und ſich nach ihrer Gegenſeite in Bewegung ſetzte, alles ohne jede Übereilung.

„Da du es denn darauf abgeſtellt haſt, daß ich dir meine Hand zuerſt antrage," ſagte ſie zu Joſephine, die ihr nun doch etwas ungewiß entgegenſah, „ſo muß ich dir den Willen ſchon tun. Eine alte Frau kommt unters roſtige Eiſen, bevor ſie ſich's verſieht, und ohne eine gewiſſe Großzügigkeit wird man ſich unter dem jungen Volk nicht in Liebe und Ehrerbietung halten. Es iſt lange her, ſeitdem du deine letzte Maulſchelle bekommen haſt." Schon hatte Joſephine die erſte weg, und die ſchweren, läſſigen Hände fallen, einmal in Schwung gekommen, ausgemacht voll und anſchmiegend. Joſephine wußte nicht, wie ihr geſchah, und auch Hans traute ſeinen Augen und Ohren nicht, abgeſehen davon, daß ihn angeſichts dieſer feierlich ſchweigenden Handlung eine wirkliche Ehrfurcht befiel, unter der ihm die Geſtalt ſeiner Mutter zu einer unbekannten Bedeutung und Größe, um nicht zu ſagen Schönheit, aufwuchs. Dazu gingen ihm traumhaft alle

jene kindlichen Gelegenheiten durch den Kopf, in denen er auf ähnliche Weiſe mit ihrer Hand Bekanntſchaft gemacht hatte, Vorkommniſſe, die, wie er ſich jetzt deutlich erinnerte, ihn immer geadelt und erhoben, nie erniedrigt hatten, und aus denen ſeine kindliche Liebe, zwar ſcheuer und widerſprechender, aber allemal ernſthaft vertieft aufſtand. So fand er ſeine Kuſine gar nicht weiter mißhandelt, ſondern beinahe bevorzugt, zumal ſie dieſe Maulſchellen ja auch wirklich verdient hatte, und er war nur geſpannt auf die Art, wie Joſephine ſie aufnahm, denn davon hing nun, wie er ſich glauben machte, ihre Kindwerdung gegenüber dieſer großen Frau ab.

Nachdem Joſephine etwa acht Maulſchellen in Zeit von etwa fünf Sekunden vereinnahmt hatte, erinnerte ſie ſich an ihren Selbſterhaltungstrieb und ſchoß, noch blind und taub, von ihrem Stuhl auf, um zunächſt ein mißtöniges Pfauengeſchrei auszuſtoßen; etwas ſpäter brachte ſie unter den vorgehaltenen Armen hervor auch einige artikulierte Ausrufe zu Gehör. „Hilfe! Hier wird man mißhandelt! Hier iſt ein Mördernest!“ Dann wandte ſie ſich an ihren Liebſten direkt. „Warum ſpringſt du mir nicht bei? Darf ein altes Weib deine Braut ohrfeigen? Und du willſt ein Mann ſein?“ Er wollte ja eigentlich gar nicht; viel lieber wäre er ein kleiner Junge geweſen, der einfachen Herzens ſeine Hiebe bezieht und dann wieder frei hat, anſtatt daß er jetzt mit ſeinem treuen und ſo gar nicht abgefeimten Herzen jeder Freibeuterin zum Raub wurde und in Gottes Namen immer noch

nicht wußte, wo er hingehörte. Indeſſen trieb ſie ihre Läſterungen wieder ſo auf die Spitze, daß er nun doch ein Mann ſein und als ſolcher ebenſoſehr für ſeine Mutter als für das rabiate Mädchen eintreten mußte, um beide voreinander und außerdem noch jede vor ſich ſelber zu ſchützen. Er nahm ſeine Kuſine in großer Beſtimmtheit am Arm, um ſie vor allen Dingen aus dem Zimmer zu führen und dann weiter zu ſehen, aber ſie riß ſich mit einer zornigen Bewegung von ihm los und bezog Front gegen ihn. Das ſei ihre Stube, und ihr gefalle es noch darin, aber ſie wiſſe nicht mehr, ob ihr noch alle Leute gefielen. Und kurz und gut, Hans erkenne ſie jetzt ſtehenden Fußes vor ſeiner Mutter als ſeine Braut an, wie es die alte Frau ſelber von ihm verlange, oder man habe nichts mehr miteinander zu ſchaffen. Und dann verzichte ſie auch auf jedes Almoſen von der Familie Tarbiner; um ſie würben achtbare Männer und Beamte. Es ſei jetzt nur die Frage, ob ſie hier ihr Recht bekomme oder nicht, ſonſt gebe es keine Rederei. Wer wie ſie dem Tod ins Geſicht geſehen habe, der gehe aufs Ganze. Arm ſei ſie hergekommen, und arm werde ſie auch ausziehen, wenn er Nein ſage, aber ſtolz und eine Jungfrau, zur Schande aller Männer. Alſo heraus mit der Sprache!

„Wirſt du dann meiner Mutter dein Betragen abbitten?“ fragte Hans mit einem Strahl von Hoffnung, ſie doch noch der Menſchheit zurückzugewinnen.

„Das wird mir nicht einfallen,“ erwiderte ſie hochfahrend. „Dafür habe ich ja meine Maulſchellen

bekommen. Und überhaupt, auf Bedingungen laſſe ich mich nicht mehr ein. Biſt du ein Ehrenmann oder biſt du keiner. Wie ſteht das mit dir?“

„Das iſt ja wie heute vormittag mit dem Leuchter!“ warf Frau Carbiner dazwiſchen, nachgerade etwas ennuyiert von ſo viel Geſchrei und Gebärdenſpiel. „Item,“ wandte ſie ſich dann an Hans, „ich will dir auch noch etwas ſagen, bevor du antworteſt. Zu dieſer Trauung werde ich nicht in der Kirche ſein, und was das andere angeht, ſo werde ich nicht mit der Ausſtattung knauſern, aber das wird auch alles bleiben, was ich bei meinen Lebzeiten noch für dich aufwenden werde. Du mußt dir dann einen Beruf ſuchen. Und jetzt wäre es mir auch lieb, wenn du endlich reden wollteſt.“

Hans, der vorhin die alte Frau vollkommen begriffen hatte, ſchoß wieder das Blut in den Kopf. „Es ſcheint nun doch, daß wir miteinander nicht mehr harmonieren, Mutter,“ erwiderte er ſpröde und leidend. „Sieh mal, wenn du mich geohrfeigt hätteſt anſtatt die Joſephine, ſo hätte ich deine Hand geküßt, und wir hätten einander verſtanden; eigentlich gingen die Ohrfeigen ja auch auf meine Rechnung. Aber ſo, Mutter, ſo geht das wirklich nicht. Ich fühle mich von dir unmütterlich behandelt oder unſöhnlich. So kann man nicht mehr mit einem großen Menſchen reden. Was ſoll das, mit Maßregeln drohen? Ich muß ſie doch jetzt riskieren, nicht wahr? Liebe Mutter, tu, was du mußt; wir ſind verlobte Leute, Joſephine und ich. Es ſchmerzt mich, daß die Tat-

ſache dir zuwider zu ſein ſcheint, aber ich kann's nicht ändern. Es tut mir leid, Mutter —"

Er brach mutlos und gequält ab, weil der blutige Unſinn, den er ſprach, nur um ſeine männliche Hoheit zu behaupten, ihn ſelber am meiſten aus der Faſſung brachte. Der Moment, in dem er ſeine Zukunft neben die Joſephinens ſtellte, machte ihm auch ſofort das Elend klar, dem er auf dieſem Weg entgegenging. So klug war er immerhin; für das Künftige beſaß er alle mögliche Vernunft und Einſicht, aber für den laufenden Augenblick fehlte ihm manchmal der rechte Lotſe. Was er der Mutter mit ſeiner Störrigkeit antat, war ihm vollſtändig deutlich, ſobald er den ſtillen Schreck erkannte, der in ihren Augen vorging; ſonſt gab ſie allerdings keine weiteren Zeichen von ſich, ſondern wer jetzt wieder große Aktion machte, das war Joſephine. Man hätte erwarten ſollen, daß ſie auf Hanſens Worte in ein Triumphgeſchrei ausbreche; ſtatt deſſen warf ſie ſich auf ihren Stuhl und fing an, zu heulen. Das habe ſie ſich ja gleich gedacht. Immer ſei ſie die Verratene, weil ſie einmal nicht ſo witzig ſei wie die andern und auch nicht ſo fix mit Taten und dem Gewerk; was ſie innerlich habe, danach werde nie gefragt, weil man es bei ihr nicht ſuche. Aber es ſei ſchon gut; es ſolle ſich nur niemand mehr aufregen ihretwegen. Der Tante danke ſie für die Maulſchellen, die hätten ſie zur Vernunft gebracht. Und damit baſta. Daß Hans auch nur einen Augenblick gedacht habe, ſie wolle im Ernſt etwas von ihm, das ſei eine Dummheit. Es habe ſie bloß gereizt, es jetzt

ſeiner Mutter heimzuzahlen, und ſich einmal von Herzen zu rächen; aber alles ſei ihr übel bekommen, weil Frau Carbiner ein ſo großartiger und feſter Menſch ſei. Nun, ſie bitte ihr alles ab — Joſephine ſtand auf und ging ihr mit etwas tragiſch ausgeſtreckter Hand, aber ſchon bedeutend abgeregt, entgegen —, und werde jetzt packen, daß ſie aus dem Haus komme und kein Ärgernis mehr gebe. Man ſolle ihr nichts übel nehmen, ſie habe auch nicht in der beſten Haut geſteckt; wenn man anfange, ein altes Mädchen zu werden, ſo kriege man manchmal ſeine Mucken.

Hier ging nun an dieſem Tag ein zweites Reuegewitter vor Hanſens Augen nieder, von dem er ausgeſchloſſen war. Wie vorhin der Schuſter mit den moraliſchen Gewalten des Vaterlandes, ſo ſetzte ſich nun Joſephine wieder mit der bedeutenden Geſtalt ſeiner Mutter ins Einvernehmen, indem es ihr gleichzeitig gelang, ihn zum dummen Jungen und obendrein in ſeiner Obſtination ſo eſelseinſam und unglücklich zu machen, daß ihm ſeine Mannheit, oder was er dafür hielt, von Herzen verleidete; in Wahrheit waren's die letzten Fetzen ſeiner Bubenhoſe, die ihm noch um die Beine ſchlotterten, und die auch der ſchärfſte Seewind nicht ganz von ihm gebracht hatte. Ihre neueſte Offenbarung glaubte er wieder aufs Wort. Er ſah noch zu, wie ſeine Mutter Joſephines lange Müßiggängerhand leichthin in ihre nahm, und hörte mit an, wie die alte Frau etwas trocken meinte, ſo preſſiere es jetzt auch nicht; man müſſe ſich für die nächſten Schritte erſt Zeit und Ort richtig ausſuchen. Eine neue

Penſion fange ſich ſchlecht ſo mitten im Sommer und aus der leeren Luft an, und vielleicht werde es nichts ſchaden, wenn Joſephine vorher noch ein bißchen zuſehe, wie ſie, Frau Carbiner, es mache, damit ſie es nachher wiſſe; denn ein ſolches Unternehmen koſte Arbeit, das könne ſie ihr aus ihrer eigenen Erfahrung ſagen. Schließlich müſſe man auch jene ehrbaren Männer und Beamten kennen lernen, die mit ihr ſo gutes im Schild führten. Als dann aber die alte Frau ihre Augen mit ernſterem Blick ſuchend ihm zuwandte, drehte er verdüſtert ab und ging, wie es ſchien, mit bitterböſem Blick ſtumm hinaus. Da, wo ſich Joſephine erlabte, konnte er nicht mittrinken; an ſeiner Erſtgeburt hielt er feſt, und wenn ſeine Mutter keine beſondere Form fand, um ihn wieder anzunehmen und in ſeine Kindesrechte einzuſetzen, ſo mußte er eben warten, bis ihre Mutternot ſie erfinderiſch machte. So ließ er ſie mit ſtillem und ein wenig traurigem Geſicht zurück, aber ſelber außerordentlich geneigt, ſich in eigener Perſon durchzuprügeln, und mit ſeinem Leben ſehr auseinander.

14.

Indeſſen hatte auf dem Platz draußen die Verwirrung um ſich gegriffen wie ein Taſchendieb oder vielmehr wie eine ganze Bande von Taſchendieben. Wo die Nachricht in die Volkstiefe drang, der Stier habe die Helvetia auf die Hörner genommen, trat eine väterliche oder mütterliche Betrübung ein, je nach der Art des Hörers, bei manchen auch eine

vaterländiſche. Dem jungen Volk teilte ſich die Störung ſozuſagen als Liebesverdruß mit, und manchem Älteren als eine Ahnung von der Teilhaberſchaft an einer ſchlechten Sache. Das Gerücht machte mancherorts das ſchöne Mädchen auch gleich tot oder riß es wenigſtens gefühlvoll in Stücke, ſo daß eigentlich niemand im Zweifel ſein konnte, was jetzt zu tun oder vielmehr zu laſſen ſei. Außerdem vermag nichts eine Feſtfreudigkeit ſo gründlich zu ſtören und eine Träumerei aufzujagen als ein unerwarteter Schuß, und mit jedem, er mag fallen, wo er will, iſt eine Vorſtellung von Gefahr und Vernichtung verbunden. So wollten die älteren und geſetzteren Elemente redlich die Feier ſchließen und den Wagenzug abrüſten, ohne ihn herumgezeigt zu haben, aber die jüngeren ſamt dem Komitee hörten davon ungern und wollten zuerſt droben bei Carbiners authentiſchen Bericht einholen. Andere fanden das Mittel überflüſſig und riefen den Portier zum Zeugen, daß der junge Carbiner mit dem Mädchen die Treppe hinaufgegangen ſei; das Mädchen habe ſich auf ſeinen eigenen Beinen bewegt und ſei alſo jedenfalls zu jener Zeit noch nicht tot geweſen. Indeſſen wendete der erſte Wagen um und ſetzte ſich mitten in die Volksmenge hinein in Bewegung, um nach Hauſe zu fahren. Darüber erhob ſich neuer Lärm. Es wurde reichlich geflucht und geſchworen. Der koſtümierte Fahrer ſchrie eigenſinnig nach freier Bahn und trieb ſeine Pferde an, ohne ſich noch um irgendeine Einrede zu kümmern.

Was die Völker anging, ſo wollten die Landsknechte

marſchieren und belegten es mit heiligen Eiden, aber bei den hiſtoriſchen Perſonen kam nun die Meinung auf, man ſolle zunächſt nach Hauſe gehen und Kaffee trinken und dann auf den Tanzböden den Tag gemütlich beſchließen. Dieſer gemütliche Beſchluß fand vielen Anklang und gewann auch einige von denen, die überhaupt reſignieren wollten. Dann ging die Sentenz um, daß man um einer vaterländiſchen Sache willen nicht auf ein albernes Weibsbild viel Rückſicht nehmen könne; ſie hätte nur ſollen ſchnell vom Wagen herunterſpringen, und alles wäre gut gegangen. Es ſei ja wohl nicht möglich geweſen, eine blödſinnigere Helvetia zu wählen, als das Komitee getan habe. Das Komitee verwahrte ſich und gab kund, daß der Eiſenbahner die Helvetia gemacht habe, worauf ſich einige höhniſche Aharufe hören ließen. Mitlaufend ſtellte ſich heraus, daß beinahe jeder eine Schweſter oder Liebſte für dieſen Zweck viel brauchbarer zur Verfügung angeboten habe, aber man ſei ja nicht zu Gehör gekommen. Genug, der Baalsdienſt war gründlich geſtört und ſogar der Yankee in Vergeſſenheit geraten; man merkte nicht einmal, daß er die Szene verlaſſen hatte.

Während ſo die Notablen vielſeitig in abwiegelnder Bewegung tätig waren, verhielt ſich der Eigentümer des gefällten Rindviehs um den Kadaver herum in ſeiner Kapuzinerkutte außerordentlich aufwiegelnd. Bereits hatte er, von dem erſten Kreis der Wohlmeinenden befreit, einen neuen um ſich gebildet, der allmählich einzuſehen begann, daß der zornmütige

Kapuziner in vielem recht habe und Hans den Stier zu bezahlen ſchuldig ſei. An den Drohungen, die ſeine Fäuſte bereits zu den Fenſtern des Hotels hinauf ſchüttelten, bezeigten manche Augen ein gewiſſes Vergnügen, und wenn es zu irgendeinem Auftritt zwiſchen den beiden Parteien kam, ſo konnte der Mönch jedenfalls auf Gefolgſchaft rechnen.

Der oberſte Baalspriester auf dem Brunnentrog machte beinahe den Eindruck, als ob ihn der drohende Sonnenſtich endlich doch erreicht habe. Verwundert und mit offenem Mund ſtand er lange zwiſchen den laufenden Röhren und drehte ſich, mit dem Zylinder in der Hand, leiſe gequält um ſich ſelber, weil ihn die unfertige Rede drückte, das Volk betrachtend, das er nicht wiedererkannte, und völlig unwiſſend, wie er ſich bei dieſer ſo außerordentlich unterbrochenen Feſtrede politiſch zu verhalten habe. Schließlich ſpürte er dringender ſeinen armen Schädel und ſeine Überflüſſigkeit, aber am trauervollſten die Verlaſſenheit ſeiner plumpen und hilfloſen Figur unter dem lebendig aufgerührten Volk. Kleinlaut ſtülpte er den Zylinder über ſeine aufrecht gekämmte eidgenöſſiſche Haarbürſte und ſtieg unter der Beihilfe eines mitleidigen Untenſtehenden auf die Erde herab.

Die Rieſenſchlange hatte ſich bereits in ihre Bänder und Schuppen aufgelöſt — nur die Muſiken und Trommlerkorps blieben ſtreng beiſammen —, und die farbigen Jahrhunderte ſchoben ſich immer lärmender und verdrießlicher durcheinander. Was man mit dem Reſt eines unterbrochenen Jubeltages an-

fangen, und wo man ſelber darin bleiben ſolle, das war dieſem Volk, das jeden Winkel ſeiner Lokalgeſchichte kannte und alltags den geordnetſten und zweckmäßigſten Lebenswandel von der Welt führte, völlig unerfindlich. Zu ſeinem Glück drang nun allmählich durch alle Zonen die Parole durch, daß man nach Hauſe gehen und Kaffee trinken und dann ſich auf den Tanzböden wieder treffen ſolle. Da war gleich alle politiſche Zuverſicht zurückgekehrt, und jeder fühlte ſich in ſeinen nationalen Grundlagen neu gefeſtigt.

Unklar blieb aber in jeder Hinſicht, ob Sherman nun auf eine halbe Feier etwas geben werde, zumal man ſie ja ganz fürs eigene Gaudium wenden und zum Schluß bringen wollte, wer im verneinenden Fall das Defizit trug, und ob nicht der Vorfall in Amerika bekannt werden und auf die Stadt ein ſchlechtes Licht werfen würde? Dieſe Zweifel liefen beim Komitee wie in einem Trichter mit immer ſorgenvolleren Kreiſen und Strudeln zuſammen, und das Komitee, bei dem nun auch der Eiſenbahner ſich wieder eingefunden hatte, beſchloß auf deſſen Rat, eine fliegende Delegation an Sherman abzuſenden mit der Bitte, jedenfalls das Unglück mit dem Stier nicht übel zu nehmen und es, wenn möglich, zu verhindern, daß ein Bericht über die mißratene Feier in die amerikaniſchen Zeitungen komme. Über die Frage, ob man den Amerikaner um eine Beiſteuer zum Defizit geradehin angehen ſolle oder nicht, war man noch lange uneinig, ſchließlich kam man auf die Form

überein, daß der Wortführer ſagen ſolle, man hoffe, Herr Sherman werde der Stadt und dem Komitee auch weiterhin wohlgeſinnt bleiben; ein Milliardär mußte nach der allgemeinen Auffaſſung verſtehen, was damit gemeint war.

Die Delegierten wurden ſtehenden Fußes auf dem offenen Platz beſtimmt, abgeordnet und mit allen guten Wünſchen zum Hotel geleitet, wo man ſie dem Portier als ihrem Dragoman und Dolmetſcher übergab. Es waren folgende nationale Repräſentanten: der Alpengeiſt, ein ſeliges rotwangiges und weißbärtiges Geſpenſt in einem Gewand von Edelweiß und Alpenroſen und mit einem Kränzchen von Enzianen auf dem Kopf, unter dem er mit braunen Augen etwas eingeſchüchtert hervorblickte; Arnold Winkelried, ein blauäugiger Athlet im roten Röckchen und blondgelockten Bart und Haarſchopf, mit einem rieſenhaften ſtachlichten Totſchläger, Morgenſtern genannt, in ſchwarzen Kalblederſchnürſtiefeln und baumwollenen grauen Socken, die ihm ein wenig über die Schuhe herunterhingen; der Herzog Karl von Burgund, der Kühne genannt, ganz in Silber und Gold geharniſcht, mit finſter geſchloſſenem Viſier — er brachte es trotz aller Mühe nicht auf — und einem ſchillernden Staubwedel von Hahnenfedern auf dem Helm; dazu der Eiſenbahner im geiſtlichen Gewand eines Dominikanerpriors. Feierlich und beſorgt ſah man die Abordnung die rotbelegte Hoteltreppe hinaufſteigen. Der Alpengeiſt mußte wie ein Fräulein das Kleid vor den Füßen raffen, und Karl der Kühne ſtol-

perte über jede Stufe, weil er nichts ſehen konnte. Droben ließ man dann den Portier vorgehen, und ſo verſchwand die ganze Delegation in der Tiefe des Korridors. Schweigend oder nur leiſe redend wartete man drunten. Nach drei oder vier Minuten erſchien als erſter der Prior wieder über der Treppe, mit langen, bewegten Schritten, wie man ſofort bemerkte; man machte ſich daher etwas voreilig auf eine gute Nachricht gefaßt. Nachdem aber die ganze hiſtoriſche Geſellſchaft glücklich wieder auf ebenem Boden angekommen war, erfuhr man mit betrübten Mienen von ebenſolchen — die des Priors war freilich ergrimmt, und auf Karls Geſichtsausdruck konnte man nicht einmal nach ſeiner aus dem Helmkeſſel tönenden Stimme ſchließen, denn er war heiſer vor Durſt —, daß Sherman zwar aufmerkſam und höflich zugehört und auf die und die Weiſe ebenſo geantwortet, aber ſonſt kein Zeichen von Verſtändnis von ſich gegeben habe.

Nun war guter Rat teuer. Zu bezahlen hatte man, ſoweit menſchliches Ermeſſen reichte, das Defizit für die Wagen und Transparente, den Fuhrlohn und die Fütterung des Zugviehs, eine Reihe von Koſtümen für Reſpektsperſonen, die man zum Mitgehen genötigt hatte, um dem Zug Anſehen zu verleihen, und den getöteten Stier; gewärtig ſein mußte man außerdem die Rechnung für den Arzt, den die Carbiners wohl zuziehen würden, und vielleicht noch eine Privatklage der Helvetia auf Schmerzensgeld, zu kratzen genug für eine ohnehin krätzige Bürgerſchaft. Als ſich aber die Schuldpoſten dermaßen ins Gigan-

tiſche häuften und nirgends ein Pförtchen zum Entſchlüpfen aufgehen wollte, begann man zur Anbahnung der erſten Erleichterung wenigſtens nach dem Sünder zu ſuchen, der das Unglück mit dem Stier auf dem Gewiſſen hatte, und fand ihn in dem überſchlauen Kapuziner, der bei der Betrunkenmachung des Viehs ſo tätig geweſen war. Schon glaubte man dieſen Kummer los zu ſein und war alles ſchadenfroh beſtrebt, den Mann mit ſeinen Gegenargumenten zu überſchreien, als er ſich ſchließlich dennoch, blau vor Wut und Anſtrengung, zu Wort brachte; er berief ſich kategoriſch auf höhern Befehl. Indeſſen man dem nachſpürte, fand es ſich, daß die Angelegenheit erneut dem Komitee zulief, und ließ das weitere Suchen, denn mit dem Eiſenbahner, auf den der Kapuziner zielte, wollte es nicht gern jemand verderben.

Schließlich, in der allgemeinen Verlegenheit, war man beinahe froh, daß der Kapuziner noch mehr zu ſagen hatte. Nach ſeinem Dafürhalten war weder die Kommiſſion noch ſonſt ein ordentlicher Bürger dieſer Stadt an allem „Ungefäll“ ſchuld, ſondern einzig und allein der junge Carbiner, der die Feier geſtört hatte, zuerſt durch die ungerufene und ganz unnötige Rettung des Frauenzimmers, der Helvetia, und dann durch die verrückte Viehmörderei. Wozu das? Was hatte der den Retter der Schweiz zu ſpielen? Wer hatte ihn darum gebeten? Jeder ſolle tun, was von ihm verlangt werde und nicht mehr; immer noch beſſer, er tue weniger. Ohne den Vorwitz dieſes Herrn aus der Fremde hätte der Stier keinen Men-

ſchen bedroht. Als ob der Chrüsli jemals gegen einen Menſchen angegangen wäre! Von Bedrohung ſei überhaupt gar keine Rede geweſen, das habe ſich der nervöſe junge Mann nur ſo eingebildet. Alle, die aus der Schweiz gingen, brächten Nerven dahin zurück. Dann bildeten ſie ſich Gefahren und ſchlechte Zuſtände ein und fingen an zu remedieren, als ob man auf ſie gewartet hätte. Und wenn das Vieh gebockt hätte — ein Wunder wäre es nicht geweſen —, ſo wiſſe man doch hierzulande von alters her mit Rindvieh umzugehen, beſſer als mit den Leuten. Ob das wahr ſei oder nicht?

Alle ſagten, es ſei wahr, und der Kapuziner ſprach weiter. Das Lange und Breite ſeiner Ausführungen gipfelte in der prächtigen Ausſicht, ſich überhaupt den größten Teil des Defizits von den Carbiners zahlen zu laſſen, denn auch die Jungfer Helvetia habe ſich unſinnig genug aufgeführt; aber ſo gehe es, wenn einer nur ſeinen eigenen Schützling vornehm machen wolle. „Schätzling!“ rief einer aus dem Hintergrund und erregte einiges Gelächter. Er habe immer geſagt, ſchloß er, man ſolle ſeine Frau nehmen, die ſei wenigſtens beim Rindvieh eine bekannte Perſon.

Der Prior tat, als ſtände er in tiefen Gedanken; er malte mit der Fußſpitze Figuren auf den Boden. An ſeiner Stelle faßte der Präſident des Feſtausſchuſſes ein Herz, ein feſter, gerechter Mann im Koſtüm des Wilhelm Tell. Das gehe ihm zu weit; mit ſolchen Ruchloſigkeiten wolle er nichts zu tun haben, erklärte er unzufrieden. Er könne nicht einſehen, wieſo Car-

biner haftbar ſei, rechtens jedenfalls nicht. Das Mädchen habe ſich wirklich in einer üblen Lage befunden, und der Veranlaſſer müſſe viel eher geſtellt werden, als wer es daraus gerettet habe. Und was den Schuß angehe, ſo ſei damit unabſehbares Unglück verhütet und ein blühendes Leben vor einem jammervollen Untergang bewahrt worden. Man könne es anſehen, wie man wolle, ſo bleibe die Schuld an dem Mann hängen, der den Anſtoß gegeben habe zur Betrunkenmachung des Rindviehs. Er, Wilhelm Tell, das wolle er jedenfalls hier mit aller Deutlichkeit ausſprechen, habe daran keinen Anteil; der Befehl ſei ohne ſein Wiſſen ergangen, und ſeine Zuſtimmung würde er nie bekommen haben.

Jetzt hatte für den Prior Eiſenbahner die Glocke geſchlagen. Das komme alles auf die letzten Umſtände an, belehrte er die mythiſche Perſon. Ob Wilhelm Tell die kenne? Natürlich kenne er die nicht, denn wieſo ſolle er ſie kennen? Er, der Eiſenbahner, habe mit dem Sekretär des Komitees den Carbiner aufgeſucht, um ſich von ihm ſeinen mitgebrachten Königstiger zu erbitten zwecks Animierung des Rindviehs. Aber Carbiner habe ſich ſofort volksfeindlich geäußert und bewieſen, daß er im Ausland alles Schweizertum verloren habe. Anſtatt des Königstigers habe man dann zum Eisbären greifen müſſen. Gut. Wie ſtänden jetzt die Dinge? Hätte dieſer Volksfeind ſeinen Königstiger hergegeben, wie er geziemlich gebeten war, ſo wäre der Wein nicht nötig geworden, denn auf einen Königs-

tiger zeige alles Rindvieh eine ganz natürliche Lebendigkeit, weil er rot ſei, aber bei einem Eisbären müſſe man mit Wein nachhelfen, ob man wolle oder nicht. Oder wie hätte das ausgeſehen, ganz gemütliches Vieh unter einem wilden Eisbären? Man wäre blamiert geweſen für alle Zeiten. Nur daß eben das Vieh beim Königstiger ſeinen Verſtand behalte und auf einen Namen höre, während beim Wein ſogar wohl auch der Herr Wilhelm Tell ſeinen Namen vergeſſe. Darum ſei Carbiner für alles und jedes ganz und voll haftbar. Die Helvetia habe ſich in keiner Gefahr befunden, ſondern ſei wohlbefeſtigt geweſen, was er doch wohl wiſſen müſſe. Allein ſchon wegen des Mutwillens, mit der Carbiner die volkstümliche Feier geſtört habe, um die Helvetia abzunehmen, mache er ihn verantwortlich, abgeſehen von der verächtlichen Geſinnung, die er dabei gegen das Volk erneut bewieſen habe.

Dazu war nun wieder nicht viel zu ſagen; gegen die Beſchuldigung der Volksfeindſchaft und des Landesverrats findet in einer Demokratie nicht leicht jemand Unterſtützung. Sogar der mannhafte Wilhelm Tell verzweifelte hier an ſeiner Schießkunſt und nahm reſigniert ſeine Armbruſt unter die andere Achſel. Aber der Portier, der noch einen Groll auf Hans hatte wegen des ſcharfen Anrufs, ſekundierte einſichtsreich. Zudem war die geſchäftliche Seite der Sache eine Frage, zu der man ihm als weit herum gekommenem Mann, der ſeine Geſinnungen feſt bewahrt habe, wohl die Kompetenz zutraue, wie er

hoffen wolle. Er ſah herausfordernd um ſich, und jedermann traute ſie ihm zu. Alſo das Feſt ſei im ſchönſten Begriff geweſen, einen glänzenden Verlauf zu nehmen; im nächſten Jahr hätte man infolge des vermehrten Zuzugs ſeine hunderttauſend Franken hinzuverdient wie im Wind, ungerechnet, was in den Läden hängen geblieben wäre, und die heutige Reklame hätte ſich vielfach bezahlt gemacht. Jetzt könne man ſich auf ein Loch in der Bilanz gefaßt machen, bei den ſubtilen Einflüſſen, denen das Fremdenweſen heute unterliege. Man müſſe wiſſen, wie man „drüben“ die ſchweizeriſchen Zuſtände und Vorgänge beobachte, da man hier doch die älteſte Republik ſei. Auch habe ſich der Milliardär in gewiſſen amerikaniſchen gewundenen Ausdrücken erklärt, die man nicht überſetzen könne, die aber wenig Gutes verſprächen. In acht Tagen werde die ganze Sache haarklein drüben in den großen Zeitungen ſtehen. Man werde ſagen, hierzuland würden die Amerikaner mit Feſtivitäten an der Naſe herumgezogen, und wer das leſe, werde ſich jedenfalls einen anderen Kurort ausſuchen. Man ſolle nur an den Fußtritt gegen die amerikaniſche Fahne denken; der werde noch gerichtliche Folgen haben wegen des verletzten Völkerrechts. Seinetwegen möge man jemand regreßpflichtig machen oder es laſſen; jedenfalls wiſſe man jetzt, was auf dem Spiel ſtehe.

Dieſe Rede hinterließ einen ſtarken Eindruck, und jetzt waren beinahe alle für die Haftbarmachung des jungen Carbiner. Nur Wilhelm Tell nahm ſeinen letzten Mut zuſammen und die Armbruſt in die Hand;

wenn dieſer ungerechte Antrag durchgehe, ſo trete er vom Präſidium zurück, ſagte er erregt. Zu Prellereien biete er ſeine Hand und ſeinen Namen nicht.

Das könne er halten ſo oder ſo, höhnte der Prior; die Verantwortung für das Feſt werde er dadurch nicht los. Wozu ſei er denn Präſident geworden, wenn er nicht einmal die gröbſten Vorgänge überwachen könne? Da wäre er doch beſſer zu Hauſe geblieben und hätte Kinder gehütet. Aber was ein richtiger Volksfreund ſei, das weiſe ſich immer erſt in Stunden der Gefahr.

„Das iſt ein ſchöner Wilhelm Tell!“ krähte Karl der Kühne aus ſeinem Helm heraus; eben war es ihm gelungen, wieder etwas Speichel herzuſtellen.

Tell, im Zweifel darüber, welchem von beiden Ehrenmännern er an den Kragen gehen ſolle, ging keinem dran, ſondern legte mit allem Nachdruck ſeine Würde nieder. Das Weitere werde man vor Gericht miteinander reden, denn dorthin werde die Sache ja am Ende zuverläſſig einlaufen. Damit verließ er das wilde Schiff oder den erregten Schoß der Kommiſſion und ging, in ſeiner Perſon einſam proteſtierend, davon.

Es wurde nun beſchloſſen, den Hans Carbiner ohne Aufenthalt in Arbeit zu nehmen, und zwar beſtimmte man dieſelbe Delegation, die beim Yankee geweſen war, auch für den ſofortigen Gerichtsgang gegen Hans. Diesmal brauchte man keinen Dolmetſcher. Vor dem Portal des Hotels ſtieß ſie aber ſchon mit ihm zuſammen. Der Alpengeiſt benahm ſich etwas

unſchlüſſig, Winkelried ſchien eine Anwandlung von Scham zu haben, aber der Prior vertrat dem Angeklagten entſchloſſen den Weg.

„Halt, Herr, wenn's beliebt!“ ſprach er ihn unter allgemeiner Stille an. „Wir wollen mit Ihnen reden. Wir ſind nämlich die Feſtkommiſſion. Sie haben ſich heute in unſere Dispoſitionen gemiſcht. Man kann niemand zwingen, das Volk zu lieben, aber den Schaden wird er ſchon bezahlen müſſen, den er anrichtet; dafür gibt es heute Gerichte. Wir wollen nur hören, ob Sie dazu bereit ſind.“

Hans, der ſich nicht in der beſten Laune befand, muſterte zuerſt ſchweigend die Verſammlung. Der Alpengeiſt zuckte entſchuldigend unter ſeinem Blick die Schultern. Winkelried ſchlug die Augen nieder. Karl der Kühne trat von einem Fuß auf den andern. Aber der Eiſenbahner hielt ihm kalt und feindlich ſtand.

„Wir ſahen uns ſchon einmal,“ erwiderte Hans unangenehm berührt. „Sie ſind der Mann, der heute vormittag den Königstiger von mir begehrte?“

„Jawohl, ganz richtig,“ höhnte der Eiſenbahner. „Und dem Sie den volksfeindlichen Beſcheid gaben, wenn Sie ſich vielleicht erinnern. Sie wollten nichts zum Feſt geben; die Koſten werden nur immer größer.“

„Von was für Koſten reden Sie?“ fragte Hans verſtändnislos.

„Für den Stier, wenn Sie danach fragen. Oder hab ich ihn etwa erſchoſſen?“

„Den Stier habe ich erſchoſſen, um ein Menſchen-

leben zu retten," verteidigte ſich Hans, immer noch verwundert über den Angriff. „Aber in Gefahr gebracht haben Sie es. Oder wären Sie nicht der Aushecker der geiſtreichen Allegorie mit der Helvetia am Seil?" Das tönte nun beinahe etwas eiferſüchtig.

„Ich weiß nicht, ob das geiſtreich war," ſagte der Prior kalt. „Das Fräulein hing ſicher und ganz ruhig am Seil; wer hat Sie geheißen, ſich da hineinmiſchen? Wären Sie unten geblieben, ſo hätten Sie auch kein Leben zu retten brauchen. So geht das immer, wenn Ausländer ſich wichtig machen wollen, die die Landesbräuche nicht kennen. Alſo wollen Sie zahlen oder nicht?"

„Ich bin kein Ausländer," ſagte Hans, während ihm langſam das Blut wieder lebendig zu werden begann. „Was aber die Landesbräuche angeht, ſo iſt es mein Troſt, daß auch in dieſer Republik die Schufte nicht immer Schufte ſind; dazwiſchen ſind ſie je nachdem zärtliche Familienväter, Ehemänner, Beamte, Freier, wahlberechtigte Eidgenoſſen, wie Gott will. Das Fräulein iſt noch ganz außer Atem und hat Herzattacken von aller Sicherheit und Ruhe, die ſie am Seil genießen durfte."

„Das hat ſie von Ihrer verdammten Schießerei," fuhr der Prior auf, „und weil Sie ſie zwiſchen das Vieh hinuntergeſchmiſſen haben. Und was das heißen ſoll: Schufte und Beamte, das möchte ich auch gern näher hören." Er ſchob ſich drohend an Hans heran. „Was meinen Sie damit?"

„Nun," erwiderte Hans mit roten Wangen, „ent-

weder ich nehme Ihre Rechnung entgegen, oder ich werde mit Ihnen handgemein und ſchlage Sie ſo auf das Pflaſter, daß Ihnen alle Stationen der Bundesbahn im Kopf durcheinanderfallen. Was wollen Sie jetzt lieber?"

„Oho!" grölte Karl der Kühne und trat näher. „Händel! Da will ich auch dabei ſein."

„Was wollen Sie lieber, daß ich ſoll, zahlen oder boxen?" wiederholte Hans. „Sie brauchen's nur zu ſagen."

Dem Eiſenbahner wurde angeſichts dieſer Sicherheit und höflichen Ruhe etwas ungemütlich. Er vermutete, daß der Kerl aus der Welt draußen Kenntniſſe und Geheimmittelchen mitgebracht habe, von denen man hier keine Ahnung beſaß, und die womöglich den ſtärkſten Mann fällten, und zog ſich der Vorſicht halber ein wenig zurück.

„Man muß hier nur keine ehrlichen Männer Schufte ſchelten, dann braucht's ſchon keine Wahl," murrte er einlenkend.

„Sie meinen alſo, daß ich bezahlen ſoll?"

„Das Beſte wär's ſchon, Herr," meinte der Alpengeiſt gut zuredend. „Was ſoll das Streiten, nicht wahr!"

„Was ſtellen Sie denn vor?" fragte Hans den Alten.

„Den Alpengeiſt, Herr. Wir werden für einen milden, freundlichen Preis Sorge tragen. Fleiſch braucht das Hotel ſo oder ſo; ob man's da vom Metzger kauft oder vom Bauern, iſt ja ganz einerlei."

Inzwiſchen hatte ſich aber der Kapuziner mit ſeiner Gefolgſchaft herbeigemacht, um den Handel mit

eigenen Ohren anzuhören und, wenn's not tat, der Sache die rechte Wendung zu geben.

„Holla!“ rief er jetzt in die Verhandlung hinein. „Das iſt falſch gefahren. Ich habe da kein totes Stierchen zu verhandeln, ſondern ein lebendiges Stück, wie's vorher auf den Beinen ſtand und Gras fraß. Ein Schweizer Rindvieh hat ſeinen idealen Wert, Herr, wenn Ihr das etwa in der Fremde vergeſſen habt. In vierzehn Tagen hätte ich das Häuptchen zur Viehſchau getrieben, und um die goldene Medaille wäre mir nicht angſt geweſen. Alles was recht iſt, die müßt Ihr mir auch erſetzen. Im Herbſt hätte ihn mir jede Gemeinde als Zuchtſtier abgekauft; darum geſchlagen hätten ſie ſich. Wißt Ihr, was ein rechter Schweizer Zuchtſtier koſtet? Erkundigt Euch einmal; darunter bin ich nicht zu haben. Wer mit Revolverkugeln in der Schweiz herumſchießen will, der muß zuerſt hinſehen, was er trifft.“ Unter den letzten Worten hatte er ſich, halb zornmütig und halb verlegen unter Carbiners unverwandtem Blick, die Kutte auszuziehen begonnen, um ſich als Ziviliſt ein rechtmäßigeres Anſehen zu verſchaffen. Er hörte nur auf zu prahlen, ſolange er ſie ſich über den Kopf zerrte; kaum hatte er das Maul frei, ſo brauchte er's wieder.

Inzwiſchen hatte Hans ſich auch die andern Ehrenmänner etwas angeſehen. Als nun der Viehbeſitzer endlich doch etwas Raum gab, wandte er ſich mit einer Kopfbewegung an den Winkelried.

„Was meinen Sie denn zu der Sache?“ fragte er

ihn. „Halten Sie ſie auch für anſtändig? Oder haben Sie nicht geſehen, wie das mit dem Stier zuging?“

„Ich?“ ſagte der Mann beinahe erſchreckt. „Ich? Ja, zugeſehen habe ich ſchon. Es iſt genau ſo, wie Sie ſagen. Ich meine, der Stier iſt natürlich gereizt geweſen. Sie haben ſich ſehr anſtändig benommen, das iſt wahr. Aber der Eiſenbahner ſagt, die Helvetia habe ganz ſicher und ruhig gehangen. Ich weiß das nicht; ich habe ſie nicht angebunden. Am opportunſten wäre es, wenn Sie dem Mann einen billigen Schadenerſatz gäben. Man muß immer alle Teile zu befriedigen trachten, damit keine Unzufriedenheit nachbleibt. Tja — ich habe geſprochen.“

„Jawohl, man muß opportun ſein,“ ſchrie Karl der Kühne. „Da iſt jetzt nicht die Frage nach dem Recht; das gibt's nicht. Sondern da müſſen immer alle zufriedengeſtellt werden. Das iſt ſo in einem Volksſtaat, wenn das der Herr im Ausland etwa auch vergeſſen hat.“

Um Hanſens Mund zuckte es, ähnlich wie bei ſeiner Mutter, wenn ſie es mit einer Unverſchämtheit oder Torheit zu tun hatte, nur jünger und lebendiger.

„Da bleibt mir ja nicht mehr viel zu ſagen,“ meinte er mit dunklen Augen und warm durchſtrömt von einem dichten, gehaltenen, vaterländiſchen Zorn. „Wo ſich ſo viel Ehrenmänner ausgeſprochen haben, will ich keine eigene Meinung haben, ſondern die Sache ganz beſcheiden den Gerichten anheim ſtellen. Der Beſitzer des Stiers ſoll ſich ſeine Argumente alle wohl

merken, damit er ſie dann noch weiß. Der Herr Eiſenbahner desgleichen. Über die nationalen Grundſätze der Herren, den Opportunismus des Herrn Winkelried einbegriffen, würde ich mich gern eingehender auslaſſen, wenn ich mit den Herren einmal unkoſtümiert die Ehre haben könnte. Freilich werden die meiſten Schweizer ſchon im hiſtoriſchen Koſtüm geboren, mit geſchlitztem Wams, Eiſenhaube und Hellebarde, und ſind dadurch immer durch diverſe Jahrhunderte an der gegenwärtigen Anweſenheit verhindert. Ein Volk lebt durch ſeine augenblickliche Kühnheit und Ehre, und die Souveränität iſt ein herrliches, aber furchtbares Geſchenk. Allenfalls haben wir die Ausſicht, das Geſchäft billiger zu machen. Ich las heute ein Firmenſchild: ‚Kümmerlich und Frey.‘ Das gab mir zu denken. Vielleicht laſſen Sie es ſich auch ein wenig durch den Kopf gehen. Sonſt habe ich Ihnen nichts zu ſagen, meine Herren. Es tut mir leid, Sie nicht beſſer zufrieden ſtellen zu können.“

Nach dieſen über einem ſeltſam ſchwermütigen Unterton geſprochenen Worten, der auch manchen von den Anweſenden auffiel, lüftete er leicht ſeinen Hut und ſetzte ſich gegen das obere Tor zu in Bewegung. Da er im heftig wiederkehrenden Gefühl ſeiner inneren Zerwürfniſſe ſich nicht weiter um ſeine Zuhörerſchaft kümmerte, entging es ihm auch, daß er unter ihr einen beinahe verſtörten Eindruck hinterließ. Keine von allen tauſend Reden, die die Männer ſchon mit angehört hatten, die dunkelroten Brandreden der vielgefürchteten Sozialdemokraten einbe-

griffen, war ihnen ſo in die Knochen gefahren wie dieſe kurze, freundnachbarliche Anſprache eines reichlich geſcholtenen und wenig bekannten Eidgenoſſen, eine Anſprache, von der man außerdem das allerwenigſte verſtand, denn man war ja koſtümiert. Aber das Fluidum einer lebendigen Seele bricht durch alle Verkleidungen, wie das Licht der Röntgenſtrahlen allen ſchönen Schein überwindet, um zur verborgenen Krankheit vorzudringen.

15.

Der Ausgang dieſer Unternehmungen machte den jungen Eidgenoſſen Hans Carbiner außerordentlich betroffen. Sein Gewiſſen, erſchreckt über das Erſcheinen von ſo viel kompakter Selbſtſicherheit, verlangte eine Nachmuſterung ſeiner Grundſätze und Methoden. Er war noch nicht ſo kampfhart, gegenüber einer Welt von Unverfrorenheit oder Selbſtſucht unwandelbar an ſeine Gerechtigkeit und tiefere Ordnung zu glauben; eine ſolche Stellung ſchien ihm noch zu anmaßlich für einen einzelnen Mann, zumal er ſich daran gewöhnt hatte, ſelbſt in der niedrigſten Handlung noch den leidenden und beſſerungsſüchtigen Menſchen zu ſehen. Aber das Mißtrauen gegen ſich ſelber iſt der taktiſche Lehrmeiſter eines jeden jungen Haudegens und der Führer aller Führer, die wirklich irgendwohin dirigieren, nicht nur auf abgegraſten Maſſenweiden herumziehen. So an ſeiner wachen Seele leidend, zum ſoundſovielten Mal wieder vereinſamt und auf ſich ſelber zurückgeworfen, aber nicht aus

ſeiner Bahn, ging er aus der Stadt und trieb ſich ſeufzend und ſterbensmüde dem Waſſer zu, wo ſo viel ſchöne Gleichgültigkeit und kühles Selbſtvergnügen das Jahr hindurch flußabwärts ſtrömte. Drüben erhob ſich der Dinkelsberg, und es war ihm ganz einerlei, ob auf ſeinem Rücken Dinkel oder Wald und Gras wuchs oder auch gar nichts. Nun, im Namen des Dinkelsbergs bekümmerte ſich Hans ja auch nicht; er bekümmerte ſich im Namen von Lebeweſen, die noch nicht geboren waren und beſſer und freier ſein ſollten als die gegenwärtigen. Das war der Gedanke, der ihn wie alle menſchenwunden Beſſerer tröſtete und wieder aufrichtete: die Idee von den kommenden Generationen, an denen man ſich nicht zu reiben hat, die man ſich ſo klug und ſo edel vorſtellen kann, wie man will, und an denen ja ſchließlich wirklich alles hinausläuft, Gutes und Schlechtes; aber wenn man ſich lange genug an ihnen erbaut hat, ſo richtet man ſich verlangend auf, um dann doch wieder den Streit mit der gegenwärtig vorhandenen Trägheit, Bosheit und Dummheit aufzunehmen.

Aber ſo weit war Hans noch nicht, ſondern zu den Leiden des einſamen Kopfes kamen noch die des abgetriebenen und zweifelvollen Herzens, friſch erweckt durch einen Matroſen, der mit Waſſer und Bürſte auf ſeinem Schiff hantierte und dazu ſang: „Wer lieben will, muß leiden, ohne Leiden liebt man nicht!“ Hans konnte ihm nicht anſehen, ob er wirklich litt, oder ob er ſich dies doppelſinnige Leiden nur

wünſchte. Jedenfalls war er ſchön mit ſeiner braunen Haut, ſeiner kühnen Jugend und ſeinem geſunden, unverdorbenen Körper. Er gehörte zum germaniſchen, blonden Schlag, im Gegenſatz zu Hans, der dunkle Bildung hatte; noch andere verraten die römiſche Abkunft, und eine vierte Variation wollen die Gelehrten als Etrusker anſprechen. Aber ſie mochten ſtammen, woher ſie wollten, immer griffen ſie Hans ans Herz mit ihrer Gebirgsfriſche und ihrer gediegenen, klugen Mannhaftigkeit, und wenn es irgendeine Sache auf der Welt gab, für die er bereit war, Gut und Leben hinzugeben, ſo war es dies eigenartige und in aller Einfalt hoheitvolle Volk. Das ſpürte er auch jetzt wieder an der Leidenſchaft, die ihn angeſichts dieſes jungen Menſchen überfiel, ihm Herzklopfen verurſachte und ihm die Augen naß machte. Nun wurde ihm eins klar: mochte er in ein törichtes Frauenweſen verwickelt ſein, ſo tief man immer verwickelt werden konnte, ſo blieb ſeine oberſte und ſtrengſte Paſſion immer die Leidenſchaft für ſein Land. Denn an Joſephine hielt er ſich nach den letzten Vorgängen erſt recht gebunden.

Der Rhein floß wie ein Traum an ihm vorbei. Drüben rauchten die Fabrikſchornſteine; der Wind trug die Fahnen davon lebhaft das Tal hinauf. In der Nähe duftete der Flieder. Auf dem Wartehäuschen ſang eine Amſel. Plötzlich ſtand ihm ſein Gefühl für Verena wieder greifbar nahe, ſo nahe, daß ihm alle andern Impulſe davor verblaßten. Jetzt gab doch alles dem jungen Burſchen recht. Unter dem blauen Himmel

ſchwebten mit ſelig ausgeſpannten Flügeln zwei Störche und wendeten ſpähend die klugen Köpfe hin und her. Und plötzlich drehte der Matroſe das Lied um; nun ſang er: „Wer leiden will, muß lieben; ohne Liebe leid't man nicht!“ Hans verwunderte ſich über dieſen Revers und dachte lange darüber nach, indem Verenas Bild immer klarer und greifbarer vor ihn trat und er ihre Qualitäten ſchon wie Wein auf der Zunge zu ſchmecken begann.

Zu ſeiner noch größern Verwunderung tauchte wie von ungefähr ſeine Mutter neben ihm auf, aber nicht im Mittagstraum, wie er zuerſt glaubte, ſondern körperhaft, mit bloßem Haupt und einem ſchwarzen Sonnenſchirm, von deſſen Rand Spitzen wie aufgereihte Nacht niederhingen.

„Willſt du nicht zum Kaffee kommen?“ fragte ſie und ſah nach einem beinahe unfühlbaren, obſervierenden Mutterblick ruhig an ihm vorbei aufs Waſſer. Ihr Kommen ergriff ihn mehr als alles, was er heute erlebt hatte; nur die Scham vor ihrer Größe verhinderte ihn daran, zu weinen. Dafür ergriff er zart ihre ſchwere Hand, die ſich auf das Geländer der Laufbrücke ſtützte, und ſtreichelte ſie mit großer Vorſicht.

„Mutter!“ ſagte er dazu und rang ein Weilchen um Worte, die einfach und doch auch wertvoll genug waren, um ſie ihr in dieſem Moment zu geben. Er fühlte, daß ſie mehr von ihm verſtand als alle anderen Frauen zuſammengenommen, und zum erſtenmal begriff er, was eine Mutter iſt. „Mutter,“ ſagte

er noch einmal, ſtiller und nun ohne Widerſtreben blutend, wo er wund war. „Siehſt du, Mutter, du und das Vaterland — das fühle ich heute auch ganz neu. Wir ſind Söhne und werden Väter, machen von uns reden und ſterben; aber ihr und das Land — das iſt Religion, Mutter!“

„So ungefähr würde eine Frau auch ſprechen,“ erwiderte ſie nach einer Weile Schauens und Hörens, denn der Burſch ſang immer noch ſein Lied weiter. „Nur daß ſie von den Vätern redete. Das ſind die Geſchlechter. Die Welt iſt zwieſpältig, Hans.“

„Eins wird ſie wohl in der Liebe!“ kalkulierte Hans. „Und dann noch Gott. Türen zur Unendlichkeit; die hat ſich das Volk immer offen gehalten. Sag mal, Mutter, denkſt du noch oft an meinen Vater?“

„Ich träume faſt jede Nacht von ihm, Hans. Aber komm jetzt.“ Sie wandte ſich mit einer etwas ſchweren Bewegung zum Gehen, und Hans ſchob ihr ehrerbietig den Arm unter. Im Gehen ſah er ſie immer von der Seite an und fühlte zum erſtenmal in ſeinem Leben eine vollkommene Verehrung für ſie, für ihre Arbeit, für ihr Daſeinsgefühl, für ihren mütterlich belaſteten Gang, der ſie doch ſo viele Wege führte, und für das erfahrene Rätſel ihrer wohllebigen Schweigſamkeit. Er ahnte, daß er von ihr noch vieles werde lernen können, ja, daß er überhaupt erſt anfangen werde, mit ihr zu leben, nachdem ihm der Verſtand dazu gekommen war.

„Was macht Joſephine?“ fragte er einmal, nur um etwas zu ſagen.

„Sie hat Beſuch gehabt und ſchläft jetzt," war die Antwort.

„Beſuch? Von wem?" wunderte er ſich.

„Von ihrem Eiſenbahner," erwiderte ſie mit ſtiller Laune.

Er ſchwieg errötend.

Man nahm den Weg durch die Mauergaſſe, um der Feſtbewegung auszuweichen. Vor dem Aſyl hielt Hans die Schritte ein und blickte erwägend am Haus hinauf. Ihn überfiel eine leidenſchaftliche Aufwallung zu Verenas Klarheit und Jugend.

„Ich hätte eigentlich noch etwas mit der Verena zu reden," bemerkte er, ohne ſeine Mutter anzuſehen. „Sage mal, Mutter, gefiele dir eigentlich ſo ein geſcheiter und feſter Menſch als Schwiegertochter? Ich frage im vollen Ernſt!"

Sie betrachtete ihn und freute ſich, daß er ſchon wieder rot wurde. „Darüber ließe ſich reden," meinte ſie nicht unbehaglich.

„Die Sache liegt nämlich ſo, daß ich einen Vertrag mit ihr habe," erklärte Hans etwas ungewiß. „Wie du weißt, beſitzt ſie das Medaillon, das eigentlich allen Aufruhr angerichtet hat, und nun haben wir ausgemacht, daß ſie's behält, bis ich etwas tue, was ihr ſo einleuchtet, daß ihr das Ding in den Fingern zu brennen anfängt." Und lachend und abermals errötend fügte er hinzu: „Vielleicht leuchte ich ihr ein, wenn ich um ſie anhalte."

Jetzt geſchah auch in ihrem Leben etwas zum erſtenmal: daß ſie ſich nämlich über die Vernunft ihres

Sohnes freute. „Mir willst du jetzt schon einleuchten!“ meinte sie ebenfalls lachend. „Ein Junggeselle ist eine unnütze Sache. Frage sie; ich werde so lange warten.“

Bereits schritt Hans auf das Haus zu und zog die Glocke. Nach einer Minute oder zweien stand Verena wieder in der Tür. Sie blinzelte mit ihren gescheiten Augen leicht verwundert in den hellen Nachmittag heraus, in dem Mutter und Sohn Carbiner standen und ihr ein Glück bereit hielten. Die Mutter, die sie lange nicht mehr in der Nähe gesehen hatte, nahm ein letztes Augenmaß von ihr und fand dabei nur Ursache zu Zufriedenheit und den besten Erwartungen. Hans streckte ihr die Hand entgegen.

„Wir wollen dich holen, Verena,“ kündigte er an. „Wir sind bei der Meinung, daß du lange genug alte Männer spazieren geführt hast, du sollst's jetzt einmal mit einem jungen versuchen. Der junge bin nämlich ich. Wollen wir's probieren miteinander, Verena?“

In ihre Augen trat ein kühnes, sehr beseeltes Leuchten, das erquicklich und köstlich anzusehen war. Ihre Blicke flogen fragend zu Frau Carbiner hinüber, kehrten mit Gewißheit beladen und schwer von Glückslast zurück, senkten sich einen Augenblick wie in letztem Erwägen und suchten dann so liebreich, wie er nie gewagt hätte, es ihr zuzutrauen, das Gesicht ihres Jugendfreundes. Sie erlebte den Augenblick fast wie einen Mittagsspuk, weil er so plötzlich vor ihr aufgegangen war. Ein Luftzug führte von

irgendeinem Garten verworrenen Blumenduft her; an dieſe Duftwolke erinnerte ſie ſich ſpäter immer zuerſt, wenn ſie an die gütige Stunde zurückdachte. Endlich erwachte ſie an Carbiners wiederholter Bitte und an ſeiner hinzugefügten komiſchen Erklärung: „Ich hoffe nämlich außerdem, dir endlich mit einer Unternehmung den berufenen Reſpekt beizubringen! Aber es iſt meine letzte Karte!“

Ernſter, als er erwartete, und beinahe ein bißchen ſchüchtern entgegnete ſie: „Wir wollen nicht weiter darüber reden. Ein Mann behält immer ſeinen Wert, und die Überheblichkeit kleidet ein Weibsbild ſchlecht.“

„So iſt das Schweizerkreuz verfallen?“ erkundigte er ſich. „Ja?“ Als ſie verlegen nickte, ſagte er mit frohen Augen: „Dann verfüge ich neu darüber und ſchenke dir's.“

„Danke, Hans!“ Darauf ſtieg ſie an ſeiner Hand die drei Stufen herunter, um der Mutter entgegen zu gehen; diesmal kam das Erröten an ſie. „Das wären wir alſo!“ ſagte ſie, vor der gereiften Frau beſcheiden und beinahe beklommen, und erblühte noch tiefer.

„Ihr tut mir nicht weh in den Augen,“ erklärte aber die Mutter wohlgefällig. „Und bange zu ſein, haſt du nicht nötig. Was ein Menſch gilt, das muß er freilich vertreten, aber dich kennen wir ſchon lange. Haſt du ein Haus voll Greiſe regiert, ſo wirſt du auch Mann und Kind mit der nötigen Kraft und Weisheit vorzuſtehen wiſſen. Glück zu!“

Princeton University Library
32101 067515096